



POLITIK

„Vun eis Europäer
décidéiert“

Premier Luc Frieden reist nach Paris, um sich auf eine mögliche Post-Nato-Welt einzustellen. Außenminister Bettel in die USA, um Verflechtungen mit Tech-Unternehmen zu vertiefen

„Däin eegene Chef“

Die Plattform *OnlyFans* verbindet das Konzept sozialer Medien mit erotischen Inhalten und zieht damit insbesondere junge Content-Creators an. Zwei Luxemburgerinnen erzählen von ihren Erfahrungen

WIRTSCHAFT

Dabeisein ist alles

2026 soll Luxemburg einen Quantencomputer erhalten. Wozu genau er gut sein soll, weiß noch niemand. Aber das wäre auch viel verlangt

„Graue Energie“

Eine europäische Bürgerinitiative will der Abrisswelle Einhalt gebieten

FEUILLETON

« Ce n'était pas gagné »

Foni Le Brun-Ricalens, directeur de l'Institut national de recherches archéologiques pendant treize ans, vient de prendre sa retraite. Regard en arrière – et en avant



Eskalation

IIII Sarah Pepin

Die Welt gerät derzeit aus den Fugen. Doch auf eine bittere Tatsache ist Verlass: Die Schlagzeilen um die Gewalt gegen Frauen und ihre schlimmste Eskalationsstufe sind endlos. Jeden zweiten Tag wird in Deutschland eine Frau von ihrem Partner oder Ex-Partner ermordet. Die Vereinten Nationen schätzen die Zahl an Femiziden durch Partner oder andere Familienangehörige auf 51 000 Frauen (2023). Die Soziologin Diane Russell definierte den Femiziid 1976 als „Tötung aufgrund geschlechtsbezogener Ungleichwertigkeit“. Frauen müssen sterben, weil sie Frauen sind. Luxemburg ist keine Insel: Vergangenes Wochenende griff die Polizei in Luxemburg einen Mann in der Stadt auf, der kurz zuvor seine Frau getötet hatte. Eine weitere Frau ging in Esch/Alzette zur Polizei, weil ihr Ehemann ihr angedroht hatte, sie umzubringen.

Die Gewaltbereitschaft gegenüber Frauen, die von Männern aller Alterssparten und allen Kulturen ausgeht, und deren Ausdruck diese Taten sind, wird erst seit wenigen Jahren öffentlichkeitswirksamer diskutiert. Im Nachbarland Deutschland nimmt die Gewalt zu, wie das Bundeslagebild zur Gewalt an Frauen vor drei Monaten feststellte. Mittlerweile ist Mord im Partnerschaftskontext die weltweit häufigste Tötungsursache von Frauen. Doch man muss die Frauen nicht kennen, um tiefsitzende Ressentiments gegenüber von ihnen als Geschlecht zu entwickeln und gewalttätig zu werden. Politisch oder ideologisch geschürter Hass und alltägliche, häusliche Gewalt hängen zusammen. Ein gutes Drittel von Attentätern übten Gewalt vorher an ihren Partnerinnen aus.

Um zu verstehen, dass es eine globale Krise der Männlichkeit gibt, die diese Ressentiments befeuert, reicht der tägliche Blick in die Nachrichten. Je mehr sich junge Männer in einer hochkomplexen und stark polarisierten Welt abgehängt fühlen, sich im Netz über die nunmehr von rechten Bro-Clubs geführten Social-Media-Kanäle radikalisieren, umso mehr nimmt die Suche nach einem Sündenbock für ihre Entfremdung und Isolierung zu. Frauen eignen sich hervorragend, denn bei ihnen greifen die von Männern zusätzlich verinnerlichten Besitzansprüche – und die meisten Frauen sind physisch unterlegen.

Es dauerte lediglich wenige Jahrzehnte der Emanzipierung, bis erste Attentäter spezifisch Frauen visierten. In den 80er- und 90er- Jahren gab es die ersten Attentate in dieser Form in Kanada und den Vereinigten Staaten, seit dem Amoklauf in Isla Vista in 2014, wo der „Incel Founding father“ sein frauenfeindliches Manifest hinterließ, mehren sie sich. Die Gewalt im Zuhause wie auch außerhalb hat System. Die Gesetzgebung nicht. In vielen EU-Staaten wird der Femizid bisher noch nicht separat als geschlechtsspezifische Gewalt erfasst, ist demnach kein Straftatbestand. Täter werden wegen Mordes oder Totschlags verurteilt. Hier im Land wurde 2023 der erschwerende Tatbestand der Diskrimination dem Strafgesetzbuch hinzugefügt (Artikel 80). Er bezieht sich jedoch nicht nur aufs Geschlecht, sondern auch auf etwa den Migrationshintergrund. Bisher wurde noch kein rechtskräftiges Urteil gesprochen, das diesen Artikel zitierte. Allerdings können erschwerende Straftatbestände wie die Beziehung zum Opfer insbesondere bei Gewalt und sexueller Gewalt höhere Strafen als sie der Artikel 80 vorsieht, nach sich ziehen. Im Sommer will die liberale Gleichstellungsministerin Yuriko Backes mit dem nationalen Aktionsplan gegen geschlechtsspezifische Gewalt neue Präventionsformen vorlegen.

Das Sichtbarmachen des Femizids in Statistiken ist insbesondere deshalb so wichtig, weil die Reaktionen auf das Thema der misogynen Gewalt nahelegen, es handle sich um Einzelfälle. Insbesondere Männer auf Social Media suhlen sich im Refrain „nicht alle Männer“ seien so – eine Abwehrreaktion, die eine tiefere Auseinandersetzung mit der Problematik unmöglich macht.

„Wat ass mat de Männer lass?“, fragte Isabelle Schmoetten, Leiterin des CID Fraen a Gender, vergangenen Oktober im 100.7. Sie stellt die berechnete Frage, weshalb man von anderen Männern in Bezug auf das Thema so wenig hört. Mit großer Wahrscheinlichkeit drängen am 8. März wieder mehrheitlich Frauen auf die Straßen. Um ihren eigenen Schutz kümmern sie sich meistens selbst, obwohl es alle angeht. Statt dass die Geschlechter sich weiter voneinander weg polarisieren, sollte dieser Kampf sie einen. ●



Amerikanische Soldaten 1944 in Luxemburg-Stadt



Xavier Bettel am Dienstag in San Francisco

Politi





MNHM



ilk



Premier Luc Frieden muss diplomatisches Geschick zeigen

„D’Zukunft vun Europa gëtt vun eis Europäer décidéiert“

IIII Stéphanie Majerus

Premier Luc Frieden reist nach Paris, um sich auf eine mögliche Post-Nato-Welt einzustellen. Außenminister Xavier Bettel in die USA, um Verflechtungen mit Tech-Unternehmen zu vertiefen

Mit Luc Frieden hat Luxemburg einen Amerika-affinen CSV-Premierminister. Im Podcast *Gëlle Fro* gab er an, sich an Reden von Barack Obama zu orientieren. Von 1987 bis 1988 besuchte er die Harvard Law School, über die er sagt, sie sei ein „Ort, an dem man lernt, nach Spitzenleistungen und Perfektion zu streben“. Er habe sich dort vieles angeeignet, was ihm in seinem späteren Berufsleben als Anwalt und Politiker nützlich wurde: „Hart arbeiten, sorgfältig analysieren, Probleme lösen sowie Verhandlungsmethoden anwenden, um seine Ziele zu erreichen.“ Eine gewisse Bewunderung für die USA war in Friedens Worten während des Wahlkampfs 2023 herauszuhören. Und er zeigte sich zuversichtlich, was die transatlantische Zusammenarbeit betraf. 2009 bot sich Finanzminister Luc Frieden gar als „Go-to-Guy“ für die US-Regierung an: Nicht mit Außenminister Jean Asselborn (LSAP) solle sich der amerikanische Botschafter austauschen, sondern mit ihm – insbesondere in Fragen des Bankgeheimnisses. Dies geht aus einem von der US-Botschaft verfassten Dokument hervor. Sie hielt damals überdies fest: „Frieden ist einer der offensten Freunde der Vereinigten Staaten in der luxemburgischen Regierung.“ Der ehemalige Wirtschaftsminister Jeannot Krecké bestätigte 2012 im *Forum*, dass Luc Frieden bei vielen Treffen in der US-Botschaft anwesend gewesen sei und dort Kontakte zu CEOs großer Konzerne geknüpft habe. Auch sein Sohn ist mit den USA vertraut, er arbeitet in Paris für die auf Wirtschaftsrecht spezialisierte Anwaltskanzlei Baker McKenzie mit Sitz in Chicago.

Beim KI-Gipfel in Paris vor zwei Wochen wollte sich der CSV-Premier den USA abermals nahe zeigen: „Welcome to Europe, JD Vance“, postete er während des Treffens in Paris auf X. „Luxemburg und die USA sind und bleiben Partner – auch in herausfordernden Zeiten.“ In der darauffolgenden Woche teilte er dem Parlament mit, er habe dem amerikanischen Vizepräsidenten in Paris gesagt, die USA seien ein „historischer Freund“. Xavier Bettel pflichtete ihm im Parlament am gleichen Tag bei: Man dürfe nicht vergessen, dass in Hamm junge Amerikaner begraben liegen, die für unsere Freiheit gestorben sind. In den Tageszeitungen und im Radio wird derzeit nahezu wöchentlich über die Ardennenoffensive berichtet. Es sind nun genau 80 Jahre her, dass die Amerikaner als unsere Alliierten Europa von dem Joch des Nazi-Faschismus befreiten.

Ob das uns einst bekannte Amerika – das Amerika der Rechtsstaatlichkeit – noch bestehe, fragte sich die grüne Abgeordnete Sam Tanson vor zehn Tagen im Parlament. Wie solle sich Luxemburg gegenüber den USA positionieren, wenn diese die Prinzipien der liberalen Demokratie kontinuierlich aufgeben und nicht mehr zu den „good old days“ zurückfinden? Der CSV-Premier gab sich an jenem Mittwoch diplomatisch: Die transatlantische Allianz bestehe weiterhin, Amerika sei ein „Partner, Alliiertes und Freund“. Am Donnerstag vor einer Woche verkündeten die USA allerdings, ohne Europa mit Russland verhandeln zu wollen. Der Ton

von Luc Frieden veränderte sich am darauffolgenden Tag. Vor seinem Abflug zur Münchner Sicherheitskonferenz fielen einige schärfere Sätze während eines Pressebriefings: „D’USA ënner der neier Féierung wëllen diktéieren, wéi d’Welt, y compris Europa, soll ausgesinn.“ Und schickte hinterher, man müsse sich „mental darauf einstellen“, dass das Verteidigungsbudget auf drei Prozent des RNB steigen wird. Wenige Stunden nach diesen Aussagen mischte sich der amerikanische Vizepräsident Vance auf der Münchner Sicherheitskonferenz in den deutschen Wahlkampf ein und forderte, dass rechtsextreme Gruppen nicht mehr isoliert werden sollten. So genau wisse die Trump-Regierung noch nicht, ob sie noch an der Seite der Europäer stehe, lässt Vance durchblicken. Daraufhin kommentierte Luc Frieden am Mikrofon von *Radio 100,7*, man sei es „noch nicht gewöhnt, so unter Freunden und Alliierten miteinander zu reden“. Der neue Stil aber bereite ihm Sorgen.

In der Zwischenkriegszeit begann das Jahrhundert der USA: Mit dem Slogan „Durst kennt keine Jahreszeit“ landete Coca-Cola einen weltweiten Werbecoup; dem Amerikaner Charles Lindbergh gelang erstmals ein transatlantischer Flug ohne Zwischenstopp; das Fließband wurde zum Symbol der amerikanischen Industrie und Arbeitsteilung; Hollywood avancierte zur Welthauptstadt der Filmindustrie – der Slapstick-Comedian Buster Keaton bespielte die amerikanische Soft Power. In dieser Zeit begannen sich auch die diplomatischen Beziehungen zu verdichten. Raymond de Waha wurde 1920 in Washington als *chargé d’affaires luxembourgeoises* akkreditiert; in Chicago, New York, Redfield, Los Angeles, San Francisco und Saint Paul wurden in den 1920er- und 1930er-Jahren großherzogliche Konsulate eröffnet.

Während des Zweiten Weltkriegs traf sich Großherzogin Charlotte mehrfach mit dem amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Im Oktober 1940 sagte sie bei ihrer Ankunft in New York: „Jetzt, wo ich meinen Fuß auf amerikanischen Boden setze, bin ich glücklich, mich unter den Menschen der Vereinigten Staaten zu befinden.“ Unter der „aufgeklärten Führung von Präsident Roosevelt“ seien die USA zu den „Hütern von Freiheit und Gerechtigkeit“ geworden. Es sei ein starker Trost für „die Kleinen und Schwachen“, dass „die Vereinigten Staaten niemals gewaltsam herbeigeführte territoriale Veränderungen anerkennen werden“. Am 10. September 1944 zogen schließlich amerikanische Soldaten durch die Straßen von Luxemburg-Stadt und verteilten Hershey-Schokolade, Wrigley-Kaugummi und Zigaretten an die Einwohner. Etwa 30 000 bis 40 000 Amerikaner befanden sich am Ende des Zweiten Weltkriegs in Luxemburg verteilt; sie wurden als Befreier und Kriegssieger bewundert, General George Patton als Held der Ardennenoffensive gefeiert. Mit den Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki im August 1945 machten die USA der Welt klar, dass sie eine Nuklearmacht sind. Die Europäer suchten nun ihren Schutz.

[...]

[Fortsetzung von Seite 3]

Die militärische Annäherung an die USA fand zunächst jedoch indirekt statt: Luxemburg alliierte sich in der Nachkriegszeit im militärischen Bereich wie auch in anderen Bereichen hauptsächlich mit Belgien und den Niederlanden. Dies zeigte sich beispielsweise am Brüsseler Pakt, den die Benelux-Länder 1948 gemeinsam mit Großbritannien und Frankreich unterzeichneten. Das Abkommen war ein militärisches und politisches Beistandsbündnis – als Schutz vor einer erneuten deutschen Aggression, wie in dem Band *Militärgeschichte Luxemburgs*, herausgegeben von Thomas Kolnberger und Benoît Niederkorn, nachzulesen. Im gleichen Jahr ließ die Regierung den Neutralitätspassus aus der Verfassung streichen, um proaktiv den Anschluss an westliche Allianzen voranzutreiben. 1949 schließlich reiste Außenminister Joseph Bech nach Washington und unterzeichnete das Nato-Abkommen. Die Block-Ideologie bahnt sich ab den 1950er-Jahren ihren Weg in politische und wirtschaftliche Beziehungen und das militärische Material wurde ab diesem Zeitpunkt auf amerikanische Standards vereinheitlicht. Durch die Nato-Mitgliedschaft siedelte sich eine Dekade später die Namsa in Capellen an, die Wartung und Nachschub von Waffensystemen organisiert, sowie das WSA-Zentrum der US Air Force in Sanem, das Reservematerial lagert. Da man sich nicht mehr unmittelbar durch territoriale Ansprüche bedroht fühlte, schaffte Luxemburg neben Großbritannien als eines der ersten europäischen Länder 1967 die Wehrpflicht ab. Anders als im heutigen Ukraine-Konflikt profitierten die Westeuropäer damals ökonomisch und politisch von stabilen Verhältnissen.

Die ökonomische Verflechtung, die in der Zeit des Kalten Krieges begann, bestehen noch immer. DP-Außenminister Xavier Bettel verschickte am Mittwochmorgen eine nüchterne Pressemitteilung, in der es hieß, er habe in San Fransico das Unternehmen Salesforce, die Hersteller selbstfahrender Autos Waymo und Zoox (ein Tochterunternehmen von Amazon) sowie das KI-Unternehmen Open-AI besucht. Auf *Instagram* war er mitteilungsfreudiger. Er postete ein Video, in dem er auf dem Rücksitz eines selbstfahrenden Jaguars durch die Straßen von San Francisco fährt: „Autonome Mobilität wird auch in Europa Realität werden – es ist an der Zeit, in die Zukunft zu investieren!“, ist sich der liberale Minister sicher. Und weiter: „Luxembourg is well-positioned to remain at the forefront of innovation, and we must continue to attract pioneering companies and brilliant minds.“ Tessy, ehemalige Prinzessin und heute Unternehmerin, fand das „super cool“. Im *RTL*-Neujahrsinterview kündigte Premierminister Luc Frieden bereits an, dass sich die Regierung in den kommenden Monaten intensiv mit KI-Entwicklungen befassen werde – man

müsse massiv in diesen neuen Markt investieren und werde bald eine KI-Strategie vorlegen.

1948 entschloss sich Goodyear als erstes amerikanisches Unternehmen, in Luxemburg Fuß zu fassen. Ein Jahr zuvor hielt der US-Staatsekretär Georges Marshall eine Rede an der Universität Harvard und stellte seinen Plan für den wirtschaftlichen Wiederaufbau in Europa vor. Durch den Marshallplan wurden Ende der 1940-er-Jahre über zwölf Milliarden Dollar in westeuropäische Staaten investiert (umgerechnet auf heute, dürfte der Wert bei 130 Milliarden liegen). 1951 wird die Reifenfabrik in Colmar-Berg eingeweiht, die das *Echo de l'industrie* als „modernen Entwurf“ lobt, der in „kürzester Zeit“ realisiert wurde. Damals investierte das Unternehmen aus Ohio 400 Millionen Franken, um sich auf Grundstücken der großherzoglichen Familie niederzulassen und ist heute mit 3 440 Angestellten der neuntgrößte Arbeitgeber im Großherzogtum. In den 1960-er-Jahren folgen weitere Industriebetriebe, wie das Kupferblech-Unternehmen Circuit Foil SA mit einem Standort in Wiltz; Dupont de Nemours in Contern; das Metalverarbeitungsunternehmen Saint-Gobain Abrasives in Kerschen und Uniroyal in Steinfort (heute Textilcord). Letzteres war der erste Arbeitgeber von Jean Asselborn (LSAP). Umgekehrt ließ sich Trade-Arbed 1976 in der Third Avenue in New York nieder. Später folgten Cargolux, Paul Wurth, Rotarex und SES.

Auch Banken suchten ihren Weg nach Luxemburg. Die State Street Bank mit Sitz in Boston ist beim Statec mit über 540 Angestellten aufgeführt. Mit einer geringeren Anzahl an Mitarbeitern sind JP Morgan, die Citibank und Brown Brothers Harriman vertreten. Diese globalen Akteure konzentrieren sich auf Vermögens- und Fondsverwaltung. Weil sich die Fondsindustrie vorrangig an Trends und Anlagestrategien des einflussreichen US-Marktes orientiert, besteht in dieser Hinsicht eine große Abhängigkeit von den USA. Darüber hinaus operiert die Investmentgesellschaft Blackrock seit 27 Jahren aus Luxemburg.

Anfang der 2000-er-Jahre verlagerte sich der Fokus zunehmend auf Tech-Unternehmen. 2003 zog Amazon auf den Kirchberg und zählt mittlerweile über 4 000 Mitarbeiter – damit ist das US-Unternehmen der fünftgrößte Arbeitgeber Luxemburgs. Im selben Jahr bezog Microsoft in Clausen einige Büros, allerdings mit nur zwölf Angestellten. Um die IT-, Biotech- und E-Commerce-Branche anzulocken, reiste Jeannot Krecké, Wirtschaftsminister von 2004 bis 2012, mehrfach in die USA und präsentierte Luxemburg als „Headquarter for Europe“. Dies sei ein „wirkungsvoller Slogan“ gewesen, da viele Unternehmen damals eine zentral gelegene Niederlassung in Europa suchten, wie Krecké in

1951 wird die Reifenfabrik Goodyear in Colmar-Berg eingeweiht, die das Echo de l'industrie als „modernen Entwurf“ lobt, der in „kürzester Zeit“ realisiert wurde

einem *Forum*-Interview erklärte. Besonders an diesen Gesprächen sei gewesen, dass sie „direkt über die Unternehmen liefern“ – er habe „keine politisch Verantwortlichen“ besucht. Gelegentlich reiste der Erbgroßherzog mit, um das Verhandlungsgewicht zu erhöhen. Die Unternehmen seien „begeistert“ gewesen, „einen Prinzen zu treffen“, wenngleich die Amerikaner „eigentlich überhaupt nicht wissen“, was eine Monarchie sei, so Krecké.

Zu Beginn dieser Woche fühlte sich Luc Frieden jedoch nicht nur von der Trump-Regierung herausgefordert, sondern auch vom französischen Präsidenten Emmanuel Macron. Dieser diskutierte am Montag in Paris mit Staatschefs bedeutender militärischer Kapazitäten wie Großbritannien, Deutschland und Polen über die europäische Sicherheitspolitik. EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen schlug bei ihrer Ankunft einen scharfen Ton an. Sie schrieb auf X: „We need an urgency mindset. We need a surge in defense.“ Frieden zeigte sich seinerseits gekränkt, weil er nicht eingeladen wurde: „Es wäre besser, wenn wir zu 27 wären. Wir müssen vereint bleiben“, wird er im *Wort* zitiert. Zwei Tage später wurde er schließlich zusammen mit weiteren Staatschefs in den Élysée-Palast eingeladen. Nach dem Treffen gab er sich gegenüber *Radio 100,7* europäisch und entschlossen: „Mir deelen déi selwecht Meenung, nämlech datt mir müssen Eenheet weisen, datt mir müssen un der Sait vun der Ukrain stoen, an datt d'Zukunft vun Europa vun eis Europäer decidéiert gëtt, an net vun aneren.“

Im *Wort* versuchte Generalstabschef Steve Thull am Wochenende noch zu beschwichtigen – ein Nato-Austritt würde für die USA zu hohe Kosten verursachen und „keinen Sinn machen“. Die renommierte Politologin und Sicherheitsexpertin Jana Puglierin mahnt jedoch, dass eine Annäherung der USA an Russland aus Sicht der Trump-Regierung strategisch vorteilhaft sein könnte. Einerseits könnte sie Russland aus einer Allianz mit China lösen und andererseits mit Russland energiepolitische Ansprüche in der Arktis aushandeln – wie beim Treffen in Saudi-Arabien zu vernehmen gewesen sei. Die Trump-Regierung gibt überdies zu verstehen, dass sie die notwendigen Militärhilfen für die Ukraine nicht mehr aufbringen will und möglicherweise nicht als Sicherheitsgarant in Europa fungieren möchte.

China drängt seinerseits zunehmend auf das europäische Spielfeld und bietet eine Zusammenarbeit an, die über wirtschaftliche Interessen hinausgehen soll. Der chinesische Botschafter sagte im Januar gegenüber dem *Land*, man wolle „strategische und langfristige Perspektiven“ zwischen China und der EU etablieren. „Es handelt sich nicht um eine Zweckehe, in der man sich gemeinsam vorübergehenden Herausforderungen stellt und sich dann wieder trennt. Wir müssen eine solide und reife Beziehung aufbauen.“ Denn es gebe neben den US-Zöllen viele weitere Herausforderungen, wie den Klimawandel, Gesundheitsfragen und die globale wirtschaftliche Stabilität, so Botschafter Hua Ning. Deshalb meinte er: „Die Beziehungen zu China für die Gunst der USA zu opfern, wäre ein großer Fehler.“ Kommt es nun zu einer Annäherung an China, oder überlegt es sich US-Präsident Donald Trump noch einmal anders und zwingt Europa in einen Handelskrieg mit China? Vieles bleibt derzeit offen.

Während Premier Frieden am Mittwoch im Élysée-Palast sitzt und signalisiert, dass die transatlantische Politik bröckelt, trifft sich Außenminister Xavier Bettel in Texas mit Vertretern des Softwareunternehmens Oracle, um die wirtschaftliche Verflechtung mit den USA zu vertiefen. Eine Reihe von Tech-Investoren und CEOs verbirgt ihre autoritäre Weltsicht und Überwachungsfantasien kaum noch – so auch Oracle-Gründer Larry Ellison. Er träumt von einer Welt, „in der KI-Systeme über Kameras und Drohnen Menschen ständig beobachten“. Außenminister Bettel freut sich auf *Instagram* indes über seine Tech-Einsichten: „During my meeting at Oracle, I gained valuable insights into the company's latest technological advancements and discussed opportunities to strengthen our collaboration.“ Oracle ist, ebenso wie Open-AI, an dem Stargate-KI-Projekt beteiligt, das von der Trump-Regierung unterstützt wird. ●

d’Lëtzebuerger Land

Le Land cherche son(sa) gérant(e)

Fondé en 1954, le *Lëtzebuerger Land* est un hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant. Il contribue au fonctionnement d’une société libre, démocratique et tolérante, basée sur les valeurs de solidarité et de respect. La presse indépendante est garante d’une information crédible guidant le libre-arbitre de tout citoyen.

Vous attachez de l’importance à la liberté d’informer et à une presse de qualité ?
Vous avez envie de vous engager dans une équipe de dix personnes passionnées ?

Le gérant est responsable de l’administration, des finances, de la commercialisation, de la production et de la distribution du journal imprimé et de sa version digitale.

Le gérant rapporte directement au président du conseil d’administration. Il définit les objectifs pour porter la vision, la mission et les valeurs du *Land*. Il s’occupe des tâches quotidiennes de gestion.

Profil :

- Vous avez l’esprit d’entreprise, vous aimez proposer des idées, solutions et partager des informations pour faire avancer le *Land* ;
- Vous aimez travailler en équipe et appréciez construire des relations de confiance, ici avec nos lecteurs et nos partenaires ;
- Vous avez de l’expérience en gestion d’entreprise dans un poste équivalent ;
- Vous maîtrisez le français et l’anglais ; le luxembourgeois et l’allemand sont un atout ;
- Vous avez de l’expérience dans le développement du volet commercial, l’établissement de rapports de gestion, une maîtrise de logiciels de gestion, de négociation de contrats ;
- Vous êtes disposé à travailler à temps partiel.

Envoyez votre lettre de motivation avec votre CV au président du conseil d’administration du *Land* à l’adresse skinsch@land.lu La date limite d’envoi est le 31 mars 2025.

B L O G

POLITIK



Hansens Vision

Am Jungbauern-Tag vorigen Herbst wurde CSV-Landwirtschaftsministerin Martine Hansen darauf aufmerksam gemacht: Der mentale Druck auf Landwirte sei auch deshalb hoch, weil sie keine Nachfolger fänden. Diese Woche stellte Agrarkommissar Christophe Hansen (Foto: oh) seine Vision für die Zukunft der EU-Agrarpolitik vor. Die Webseite der EU-Kommission erwähnt nun an erster Stelle, der Sektor müsse attraktiv bleiben, „um junge Menschen zu ermutigen, den Beruf zu ergreifen“. Die Frage der Nachfolge beschäftigt demnach die Landwirtschaft europaweit. Wie will Hansen den Sektor stabilisieren? Durch faire Einkommen, weniger Bürokratie und gezieltere öffentliche Unterstützung.

An den Umweltzielen für die Landwirtschaft will er festhalten, denn die Bauern seien „die ersten Opfer des Klimawandels“. Dabei will er mit „Anreizen“ statt mit „Druck“ vorgehen. Im Dezember fragte sich der hiesige Sektor zudem, ob das Mercosur-Freihandelsabkommen mit südamerikanischen Staaten zu Wettbewerbsnachteilen, insbesondere in der Fleischproduktion, führen könnte. Hansen bietet eine Lösung an: Strengere Tierschutz- und Pestizidnormen sollen EU-Landwirte vor Konkurrenz und Konsumenten vor zu wenig Standards schützen. Am Mittwoch meldete sich die grüne EU-Abgeordnete Tilly Metz zu Wort. Sie hob positiv hervor, dass Hansen einen „Null-Toleranz-Ansatz gegenüber Praktiken, die Landwirte systematisch dazu zwingen, unter den Produktionskosten zu verkaufen“, verfolgen will. Dass weiterhin pauschale Flächenbeihilfen gezahlt werden, bedauert sie. Die von Hansen vorgelegte Vision ist zunächst ein Ideenpapier. Wie es in konkrete Politik überführt wird – und ob überhaupt – muss sich noch zeigen. SM

Zum Parlament

Ein von CSV-Premier Luc Frieden vergangenen Freitag im Parlament eingereichter Gesetzentwurf sieht vor, die Menschenrechtskommission (CCDH) bei der Abgeordnetenkommer anzusiedeln statt beim Premierminister wie seit ihrer Gründung 2008. In seiner Erklärung zur Lage der Nation am 11. Juni 2024 hatte Frieden das schon angekündigt. Für zusätzliche Dynamik sorgte ein *Facebook*-Post des ADR-Abgeordneten Tom Weidig: „Mir brauche keng esou eng Kommissioun“, schrieb er am 30. September, sie sei „kloer lénksideologesch besat“. Luc Frieden erklärte, er teile diese Einschätzung „nullement“. Weidig hatte es sich anders überlegt, als am 10. Oktober die Kammer über eine von den Grünen eingebrachte Resolution abstimmte, die die Rolle der CCDH bekräftigt und für mehr Zusammenarbeit zwischen ihr und der Kammer plädiert. Sie wurde einstimmig angenommen. Als Organ des Parlaments bekommt die CCDH mehr Einfluss auf legislative Prozesse. Dass sie wenigstens eine feste Arbeitskraft erhalten könnte, ist auch denkbar: Im Finanzbogen zum Gesetzentwurf steht

vielsagend, es werde an der Abgeordnetenkommer sein, über die Dotation der CCDH zu entscheiden. Die wechselnden Staatsminister hatten sich dabei zurückgehalten. ^{PF}

Wachsende Politisierung

Die wegen des nur noch halben Preisdeckels und der neuen Netztarife gestiegenen Strompreise wurden bisher nur von den Grünen als politisches Thema besetzt. In erster Linie vertreten sie den Standpunkt, dass nicht bestraft werden dürfe, wer sich ein Elektroauto oder eine elektrische Wärmepumpe angeschafft hat. Allem Anschein nach wird das Thema nun aber allgemeiner politisiert. Déi Lénk haben für den März eine Aktuelle Stunde im Parlament angefragt. Ihnen scheint laut einer Pressemitteilung, „wéi wa keen esou richtig weisst, wéi de Präis vum Elektresch an den nächste Méint wäert schwanken a wéi dat d’Stéit treffe wäert“. Die Biergerpartei von Ex-ADR-Mann Steve Schmitz verlangt in einem offenen Brief an den Premier und den Wirtschaftsminister, „Maßnahmen zu ergreifen, die die Energiekosten für die Bürgerinnen und Bürger tatsächlich spürbar senken“. Die LSAP-Fraktion will

kommende Woche Vorschläge „fir eng responsabel a sozial Energiepolitik“ machen (Foto: Archiv Martin Linster). ^{PF}

Kopf in den Sand

Nach einem *Facebook*-Like, der zur Vernichtung von LGBTQ aufgerufen hatte, wird Tom Weidig – wenig überraschend – nicht aus der ADR ausgeschlossen, sondern bekommt eine schriftliche Verwarnung mit „unterschiedlichen Maßnahmen“. Nach dieser Pressemitteilung hat die Partei sich zurückgezogen und ist für Medien nicht mehr zu sprechen. Die anderen sechs Parteien im Parlament hatten geschlossen Weidigs Rücktritt gefordert. Zu einer konkreten Stellungnahme und Distanzierung durch ADR-Parteipräsidentin Alexandra Schoos trug das nicht bei. Welche Maßnahmen die Partei gegenüber Weidig ergriff, wird der Öffentlichkeit nicht mitgeteilt, und man kann sich fragen, ob er überhaupt irgendwelche Konsequenzen erfahren wird. Die Grenzen des Sagbaren wurden innerhalb der ADR erneut erfolgreich erweitert. ^{SP}

Katz und Maus

In Hesperingen versucht eine streitlustige Opposition aus Grünen, Unabhängigen und LSAP weiter, den derzeit abwesenden Bürgermeister Marc Lies (CSV) zu Fall zu bringen. Zuerst äußerte sie sich über Lies’ politische Pause und die unklaren Zuständigkeiten der Gemeindegeschicke. Nun geht es um die Affäre eines Gemeindebeamten, der seine Arbeitszeiten zwei Jahre gefälscht hat, wie *Reporter* am Montag berichtete. Der Punkt der Tagesordnung, war beim letzten Gemeinderat im Januar

eiligst vom Bürgermeister abgehandelt worden, erklärte Gemeinderat Stephen de Ron (Grüne). Marc Lies scheint nach dem Betrugsskandal vor rund zwei Jahren Ruhe walten lassen zu wollen. Die Oppositionsparteien forderten daraufhin eine außerordentliche Gemeinderatssitzung, die vom Schöffenrat abgelehnt wurde. Am Mittwoch wandten sie sich in einem Schreiben ans Innenministerium um den außerordentlichen Gemeinderat selbst einberufen zu können um über den Vorfall zu diskutieren und rechtliche Schritte einzuleiten. (Foto: sb) ^{SP}



|||||

Gaydamak pousse la justice à accélérer

|||| Pierre Sorlut

Le jeune Conseil national de la Justice (CNJ) a publié à la toute fin du mois de janvier ses premières recommandations. Elles émanent d’une doléance de l’homme d’affaires franco-israélien d’origine russe, Arcadi Gaydamak, qui s’inquiète de la stagnation de l’enquête sur les soupçons de détournement d’une partie de sa fortune (plusieurs centaines de millions d’euros) opéré depuis le Luxembourg. Plainte a été déposée en 2013. L’enquête a été officiellement ouverte en 2016. Ses anciens partenaires d’affaires, des dirigeants de fiduciaire et son ancien homme de confiance en Israël, chef des opérations clandestines de Tsahal au Liban, ont été inculpés entre 2017 et 2021 (*d’Land*, 25.02.2022).

L’instruction est officiellement toujours en cours, mais Arcadi Gaydamak, 72 ans, n’a toujours pas retrouvé son argent et les auteurs du détournement n’ont pas encore été condamnés dans cette affaire qui expose le centre financier luxembourgeois. Arcadi Gaydamak a acquis une notoriété entre les années 1990 et 2000, homme de réseau pour les oligarques russes et pour une partie de la classe politique française, notamment en relation avec l’Angola.

Les recommandations du CNJ visent « les délais exorbitants » constatés dans le cadre des instructions pénales et notamment dans le cadre de la criminalité financière. Les plus hautes autorités judiciaires se sont réunies (tribunaux

correctionnels, parquets, cabinets d’instruction) et ont formulé des propositions à l’attention de la ministre de la Justice, Elisabeth Margue (CSV), et à la Chambre des députés. Il s’agit par exemple de limiter la saisine des juges d’instruction aux affaires les plus complexes et de privilégier les « mini-instructions ». Ou encore de permettre au parquet d’accéder directement au registre des comptes bancaires (CRBA), une recommandation en ligne avec celles du Gafi. Est aussi proposé d’instaurer « un certain contrôle de la durée de l’instruction », de limiter les demandes de complément d’instruction après sa clôture, d’assouplir la procédure de jugement sur accord (le plaider-coupable local) ou d’introduire une convention judiciaire d’intérêt

public. Cette procédure existant en France permet un règlement de l’affaire avec les personnes morales (entreprises), sans inscription au casier ni reconnaissance de culpabilité, mais avec un gros chèque à signer. Le CNJ préconise enfin de recruter encore et encore, notamment à l’administration judiciaire et au sein de la police judiciaire. Au rythme actuel et si les nouveaux dossiers cessaient de tomber, il faudrait à peu près trois ans à la police économique et financière pour écouler les dossiers en stock. Et puis il faut bien sûr digitaliser. De bonnes intentions et de l’inspiration pour le législateur, mais est-ce que cela va aider Gaydamak à retrouver son argent vingt ans après sa disparition ? Rien n’est moins sûr. ●

„Däin eegene Chef“

IIII Claire Meyers

Die Plattform *OnlyFans* verbindet das Konzept sozialer Medien mit erotischen Inhalten und zieht damit insbesondere junge Content-Creators an. Zwei Luxemburgerinnen erzählen von ihren Erfahrungen



David Kasper

„Déi Gaus“
posiert,
mit Blumen
bedeckt

Unter dem Nutzernamen „Déi Gaus“ ist eine 22-jährige luxemburgische Studentin auf der Plattform *OnlyFans* aktiv. Sie posiert auf ihren Bildern im Bikini oder in Unterwäsche, ohne ihr Gesicht zu zeigen. Die Plattform liefert ihr seit vier Jahren ihr Haupteinkommen. „Anfangs habe ich damit meine Reisen finanziert – ich habe nach meiner *Première* ein Gap Year gemacht. Es hat sich nicht richtig angefühlt, Geld von meinen Eltern dafür zu nehmen“, erklärt sie im Gespräch mit dem *Land*. „Momentan benutze ich das Geld auch für mein Studium. Ich studiere an einer Berliner Privatuni.“ Die Entscheidung, auf *OnlyFans* zu sein, war aber „keine rein finanzielle“. „Déi Gaus“ habe es „einfach ausprobieren wollen“. „Ich bin eine sexuell ziemlich offene Person und hatte viele sexy Fotos von mir, die ich nicht in den sozialen Medien teilen konnte. Ich dachte mir: Warum nicht? Auf diese Weise konnte ich mit den Bildern etwas verdienen“, erläutert sie.

Julia, 23 Jahre alt, ist seit Juni 2023 auf *OnlyFans* unterwegs. Auch sie verdient ihr Haupteinkommen durch die Plattform, während sie auf der Suche nach einer Arbeit ist. Ihren Content beschreibt die junge Frau als „ästhetische Fotos und Videos“. Dabei betont sie, sie würde „keinen pornografischen Content“ verkaufen. „Ich zeige meinen Körper als Kunst“, erklärt sie im Gespräch mit dem *Land*. Ähnlich wie „Déi Gaus“ hat Julia sich nicht nur aus Geldgründen für *OnlyFans* entschieden. „Ich fühle mich wohl in meinem Körper und hatte auch schon vorher kein Problem damit, mich zu zeigen. Klar geht es darum, Geld zu verdienen, aber ich habe nicht aus Geldnot damit angefangen. Ich sehe es eher als eine Art Nebenjob, um etwas nebenbei zu verdienen.“

Die 2016 in Großbritannien als Familienunternehmen gegründete Plattform sollte ursprünglich das Konzept sozialer Medien aufgreifen und mit einer Paywall verbinden, also einer Funktion, die gegen Bezahlung Zugriff auf die Profile der Content-Schaffenden gibt. Tim Stokley, der Gründer der Plattform, wollte den Creatoren die Möglichkeit geben, ihre Inhalte zu Geld zu machen und dabei eine engere Bindung zu ihrer Community aufzubauen. Durch die Paywall soll ein Gefühl von Exklusivität und Nähe konstruiert werden. Nach ausbleibendem Erfolg wurden 2017 die Richtlinien der Plattform liberalisiert und das Zirkulieren von nicht-jugendfreien und sexuellen Inhalten zugelassen, was die Grundlage für das heutige *OnlyFans* geschaffen hat. Die Plattform hat sich in den letzten acht Jahren zu einer der größten und bekanntesten für erotischen und pornografischen Content entwickelt.

OnlyFans basiert auf dem Plattformkapitalismus: Die Plattform übernimmt die Rolle des Mittelmannes, der Angebot und Nachfrage zusammenführt und dabei die Kontrolle über Güter und wirtschaftliche Prozesse innehat. Im Fall von *OnlyFans* werden die Produzenten und deren Firmen, die bisher die Produktion erotischer oder pornografischer Inhalte kontrollierten, durch die Plattform ersetzt. Dieses Wirtschaftsphänomen wird auch „Uberisierung“ genannt. Ein solches ökonomisches Modell schafft mehr Autonomie bei der Produktion von Content, da die Creator ihre Inhalte selbst verwalten können. Gleichzeitig besteht aber ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Nutzern und Plattform, da diese Kontrolle über Rahmenbedingungen wie Richtlinien und Algorithmen innehat.

So richtig bekannt wurde die Plattform 2020 – parallel zu den Infektionszahlen stiegen auch die Nutzerzahlen auf *OnlyFans* während der Covid-Pandemie stark an. Von August 2019 bis Mai 2020 gewann *OnlyFans* ungefähr 23 Millionen Nutzer/innen dazu. Während des ersten Lock-downs, der in vielen westlichen Ländern mehrere Wochen dauerte, wurden erotische Online-Angebote immer beliebter. Für viele Sexarbeiter/innen war die Plattform eine Möglichkeit, die durch die Pandemie verursachten Verluste zu kompensieren. Gleichzeitig machte sich *OnlyFans* einen Namen im Universum der Popkultur: Stars wie die Rapperin Cardi B oder die Disney-Schauspielerin Bella Thorne erstellten Profile und bewarben diese auf *Instagram* oder *Twitter*. Sogar Beyoncé singt im Remix des Lieds „Savage“ mit der Rapperin Megan Thee Stallion davon, sich ein *OnlyFans*-Profil erstellen zu wollen. Seit 2020 ist die Plattform weitergewachsen: Im Jahr 2023 konnten Statista zufolge 305 Millionen registrierte Nutzer gezählt werden, darunter rund 4,1 Millionen Creator.

„Auf *OnlyFans* bist du dein eigener Chef. Du kannst deine eigenen Regeln, Grenzen und Preise bestimmen“, erklärt „Déi Gaus“. Deswegen variieren auch die Inhalte sowie die Preise stark von Creator zu Creator: Manche zeigen sich ausschließlich im Bikini und ohne Gesicht, andere veröffentlichen pornografischen Content. Um sich das Profil eines Creators ansehen oder diesen kontaktieren zu können, muss ein monatliches Abonnement abgeschlossen werden. Dadurch hat man Zugriff auf eine gewisse Auswahl von Bildern oder Videos, die der Inhaber des Profils hochlädt. Im Rahmen des privaten Chats, der eine gewisse Intimität herstellt, kann Exklusiv-Content angefragt, mit dem Creator geschrieben oder können Wünsche geäußert werden. Die Plattform basiert auf dem Pay-Per-View-Modell: Jedes Bild oder Video, das im Privatchat geteilt wird, wird einzeln bezahlt. Im Prinzip kostet ein monatliches Abo zwischen fünf und 20 Euro, die Preise für exklusive Inhalte variieren je nach Dienstleistung. 20 Prozent der Verdienste werden an die Plattform abgetreten. Trinkgelder fließen direkt in die Taschen der Creator.

Bemerkenswert ist, dass die Plattform insbesondere junge Menschen anzieht. Keine Altersgruppe ist so gut vertreten wie die 18- bis 24-Jährigen – diese machen Statista zufolge 47 Prozent der Content-Creator aus, die im Jahr 2023 aktiv waren. Faktoren wie der Hype um die Plattform innerhalb der Popszene und der geringe Aufwand für erhebliche Umsätze machen die Plattform attraktiv. Das Wirtschaftsmodell von *OnlyFans* sowie die Berichterstattung von Medien wie der *Bild*-Zeitung oder *Promiflash*, die sich ausschließlich mit den Verdiensten von Stars beschäftigen, haben die Vorstellung konstruiert, dass es einfach sei, durch *OnlyFans* große Beträge in kurzer Zeit zu verdienen. Der monatliche Verdienst variiert jedoch stark von Creator zu Creator, was es erschwert, sich ein realistisches Bild der Umsätze zu machen. Klar ist, dass die Umsätze berühmter Persönlichkeiten nicht repräsentativ für den Großteil der Creator sind. Ungefähr ein Prozent aller Creator verdient 33 Prozent des gesamten Umsatzes, der auf der Plattform generiert wird.

„Man muss differenzieren, was viel Geld ist“, räumt „Déi Gaus“ ein. „Als ich noch aktiver war, habe ich ungefähr 4 500 Euro pro Monat verdient. Für mich ist das für zwei Stunden Arbeit pro Woche sehr viel Geld. Für Stars ist das aber nicht viel“, erklärt

„Das Konzept von OnlyFans selbst ist nicht feministisch.“

„Déi Gaus“

sie. Die junge Content-Creatorin weist auch darauf hin, dass „es trotzdem schwer ist, sich das aufzubauen. *OnlyFans* hat keinen Algorithmus wie *Instagram*, du musst also auf anderen Plattformen Werbung machen, um Leute davon zu überzeugen, auf *OnlyFans* zu gehen und dein Profil zu abonnieren.“ Auch Julia sieht die Plattform als „einfache Geldquelle ohne großen Aufwand“. Wie viel man verdient, hänge aber viel damit zusammen, „weí vill een sech engagéiert“, merkt sie an.

Die Illusion, dass *OnlyFans* totale Autonomie bietet und dadurch sexuelle sowie finanzielle Emanzipation ermöglicht, stößt sich an der Realität des kapitalistischen Wirtschaftskonzepts, das der Plattform zugrunde liegt. Auch stellt sich die alte Frage, ob die Vermarktung des weiblichen Körpers selbstbestimmt und feministisch sein kann oder zur Reproduktion von geschlechterbasierten Stereotypen und der Aufrechterhaltung von sexistischen und patriarchalen Strukturen beiträgt. Im Gespräch mit dem *Land* erzählt „Déi Gaus“: „Als ich damit angefangen habe, dachte ich, dass das, was ich mache, sehr feministisch und selbstbestimmt ist. Mittlerweile bin ich mir nicht mehr sicher. Ich setze mich viel mit dieser Frage auseinander, da ich selbst sehr feministisch bin. Ich tue mich schwer damit. Einerseits bist du dein eigener Chef und entscheidest, was du machst. Niemand zwingt dich, diese Bilder zu machen. Andererseits sexualisierst du dich, damit Männer dir Geld dafür geben“, erklärt sie. „Das Konzept von *OnlyFans* selbst ist nicht feministisch. Schlussendlich basiert die Plattform darauf, dass Männer einem Geld geben, wenn man macht, was sie von einem wollen. Anfangs hat es mir Spaß gemacht Bilder zu machen und das Geld war dann der Bonus. Mittlerweile mache ich es aber eher nur für das Geld.“ Auch Julia tut sich schwer mit der Frage. „Einerseits werden Frauen sowieso von Männern sexualisiert. Wenn man sich dann so präsentiert, wird diese stereotypische Sichtweise aufrechterhalten. Ich selbst sehe mich nicht als Sexobjekt, aber die Menschen, die für meine Bilder zahlen schon. Andererseits hilft es, wenn man offen mit seinem Körper umgeht, diesen zeigt, wie er ist und sich in Szene setzt. Dadurch schießt man in gewisser Weise auf diese Stereotypen. Trotzdem ist es ein kluges Gefühl zu wissen, dass manche Menschen, die man kennt, einen sexualisieren.“

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob man sich als Content-Creator auf *OnlyFans* überhaupt von stereotypischen Frauenbildern lösen kann, wenn man Profit machen will. Rund 70 Prozent der Content-Produzierenden sind Frauen, die Nutzerschaft setzt sich hingegen aus 80 Prozent

Männern zusammen. Ein Großteil der Profile ist somit auf Männer zugeschnitten. „Man darf das internalisierte Patriarchat nicht vergessen. Jede Entscheidung, die eine Frau trifft, hängt in irgendeiner Weise mit gesellschaftlichen Normen und stereotypischen Frauenbildern zusammen“, räumt „Déi Gaus“ ein. Dazu kommt, dass der kapitalistische Aspekt der Plattform in einem Spannungsverhältnis mit der Autonomie, die die Selbstverwaltung der Profile bieten soll, steht. „Dass es so einfach ist, so viel Geld auf der Plattform zu verdienen, wenn man auf das eingeht, was von einem verlangt wird, kann einen dazu bringen, seine eigentlichen Grenzen zu hinterfragen. Es besteht dadurch schon eine gewisse Versuchung, über seine Grenzen hinaus zu gehen. Aber das liegt nicht direkt an der Plattform an sich, sondern eher am Geld, wie in so vielen anderen Situationen auch“, führt „Déi Gaus“ aus.

Ihre Selbstwahrnehmung habe die Plattform positiv beeinflusst, erklärt Julia. „Mir persönlich hat *OnlyFans* geholfen, selbstbewusster zu sein. Durch die Bestätigung, dass ich als attraktiv gesehen werde, fühle ich mich wohler in meinem Körper. Das Posen und Sich-in-Szene-setzen lässt mich meinen Körper in einem anderen Licht sehen, das sich auf die positiven Aspekte konzentriert. Seinen Körper zur Geltung zu bringen, hilft dabei, ihn als Kunst zu sehen, als etwas Ästhetisches.“ Für „Déi Gaus“ hat das Posten auf *OnlyFans* ihr Verhältnis zu ihrem Körper nicht bedeutend verändert. „Es hat mich eher positiv beeinflusst. Ich habe viele Komplimente bekommen, wodurch ich mich sicherer fühle. Aber ich war auch schon vorher sehr selbstbewusst“, erzählt sie. „Meine Selbstwahrnehmung wird aber schon ein bisschen dadurch beeinflusst, dass ich andauernd sexualisiert werde. Ich will diesen Beruf nicht ein Leben lang machen. Im Moment kann ich dadurch mein Studium und meinen Lebensunterhalt finanzieren, aber sobald ich mehr Geld mit meinem eigentlichen Beruf verdiene, plane ich, aufzuhören. Ich bin seit ungefähr sechs Monaten bereits sehr viel weniger aktiv, weil ich gemerkt habe, dass es mir nicht mehr so gut damit geht, andauernd sexualisiert zu werden.“

Im Fall der beiden jungen Frauen, die mit dem *Land* im Gespräch waren, ist zu berücksichtigen, dass sie nur für sich selbst sprechen können und in dem Sinne nicht repräsentativ für alle Content-Creators der Plattform sind. Es macht einen wesentlichen Unterschied, ob man aus freiem Willen auf *OnlyFans* aktiv ist, oder ob man sich in einer prekären Situation befindet und durch eine finanzielle Notlage dazu gezwungen ist.

Was die gesellschaftliche Akzeptanz von *OnlyFans* angeht, sieht es hierzulande eher schlecht aus. „Ich habe das Gefühl, dass Luxemburg sehr prüde ist und *OnlyFans* oft mit Prostitution gleichgestellt wird. Aber ich denke, dass die Plattform langsam mehr und mehr akzeptiert wird“, meint „Déi Gaus“. Weder eine bedingungslos sexpositive Position noch eine radikalfeministische werden der Komplexität des Themas gerecht. Die eine Sichtweise relativiert, die andere stigmatisiert. *OnlyFans* bietet mehr Freiraum und finanzielle Unabhängigkeit für Content-Creator als andere Internetseiten der Art und hat in dem Sinne die Welt der digitalen Sexarbeit nachhaltig geprägt. Was aber nichts daran ändert, dass die Sexualisierung und Vermarktung von Frauenkörpern als Wirtschaftsmodell fungiert, bei dem es im Endeffekt nur um Profit geht. ●



CHFEP
Chambre des fonctionnaires
et employés publics



De Ball läit elo bei lech!

Sozialwalen am éffentlechen Déngscht
bis de 26. Mäerz.



www.chfep.lu/sozialwalen

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Ganze Arbeit

Vor zwei Wochen hielt der LCGB einen Kongress ab. Im Vorfeld machte das OGBL-eigene *Tageblatt* dem LCGB-Präsidenten zwei Seiten frei. Zum Schluss des Interviews kam die Gretchenfrage: Ob die neue Gewerkschaftsfront „Vorläufer[in] einer Einheitsgewerkschaft“ sei.

Im Geist von CSV und LCGB hätte Patrick Dury „Vade retro!“ schreien müssen. Empört den Gewerkschaftspluralismus beschwören müssen. Stattdessen antwortete er: Die „Ad-hoc-Zusammenarbeit“ könne noch „anders strukturiert“ werden. Und: „Ich kann nur sagen: Lasst euch überraschen...“

Für die CSV war der christliche Gewerkschaftsbund ein Stimmenreservoir. Und ein Werkzeug zur Spaltung der Arbeiterbewegung: Mit dem *Aumônier* gegen die gottlose Sozialdemokratie.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs, dann in der Stahlkrise zeichneten sich kurz Möglichkeiten einer Einheitsgewerkschaft ab. Wie sie erfolgreich im Öffentlichen Dienst, bei den Unternehmerverbänden besteht. 1978 drängte die CSV-Führung den LCGB-Präsidenten und CSV-Abgeordneten Jean Spautz, die Finger davon zu lassen. Monatelang schimpfte der CSV-Abgeordnete und *Wort*-Leitartikler Jean Wolter gegen den „sozialistisch-kommunistischen“ LAV. Verdächtige eine „Eintopfgewerkschaft“ des Bolschewismus. Ein „honorable correspondant“ verbreitete Korruptionsgerüchte über den LAV-Vorsitzenden.

Als Gegenleistung muss die CSV ab und zu soziale Zugeständnisse machen. In liberalen Zeiten halten die Unternehmer das für überflüssig. Die CSV überspannte den Bogen. Als sie den Handelskammerpräsidenten Luc Frieden zum Spitzenkandidaten und Premier machte. 2023 war die Wechselbeziehung der Arbeiterwählerschaft mit dem Stimmenanteil der CSV niedriger als mit dem der DP.

Nun herrsche „eng Allianz vum Häuptling vun der UEL a séngem Scharfmacher vun der Fédération des artisans mat engem Premierminister a séngem Aarbechtsminister“. Empörte sich LCGB-Präsident Patrick Dury über die CSV. Er erinnerte den Kongress an DP-Premier „Gaston Thorn, deen zesumme mam OGBL-President John Castegnaro den Tripartite-Modell op de Wee bruecht huet“. Und wollte Friedens liberalem Vorgänger demonstrativ „villmools merci soen, Här Bettel“. Ein Delegierter pff.

Mit der Ausweitung der Sonntagsarbeit, der Schwächung der Gewerkschaften bei Tarifverhandlungen, der Rentenreform treibt Luc Frieden den LCGB in die Arme des OGBL. Einstimmig ratifizierte der Kongress eine Dringlichkeitsresolution. Damit „die Gewerkschaften LCGB und OGBL ihre gewerkschaftlichen Aktionen strukturieren und koordinieren, um eine gemeinsame Front zu schaffen“. Das *Tageblatt* widmete dem Kongress eine Seite. Das *Wort* keine Zeile.

OGBL-Präsidentin Nora Back saß in der ersten Reihe. Sie nahm die Resolution mit. Damit der OGBL-Kongress Ende März ebenfalls darüber abstimmt. Für den 28. Juni ist eine gemeinsame Kundgebung geplant. Patrick Dury schürte Neid auf den Öffentlichen Dienst. Um die CGFP auf Distanz zu halten.

2011 überließ die CSV das Schicksal von LCGB und Proactif dem LSAP-Arbeitsminister Nicolas Schmit. Patrick Dury feuerte den LCGB-Funktionär und CSV-Fraktionspräsidenten Marc Spautz. Versprach, den „Weg der parteipolitischen Neutralität einzuschlagen“. 2022 lehnte der OGBL eine weitere Indexmanipulation ab. Der LCGB wurde zur Lieblingsgewerkschaft von DP und Grünen.

Als Patrick Dury dem *Tageblatt* zur Einheitsgewerkschaft antwortete, dachte er vielleicht an den Conseil national des syndicats der Siebzigerjahre. Vielleicht ging ihm der auch nicht weit genug. Vielleicht wollte er bloß seinem eigenen Lager drohen. Auf jeden Fall brach er ein Tabu: Eine Einheitsgewerkschaft versetzt einen LCGB-Präsidenten nicht mehr in Angst und Schrecken. Luc Frieden leistet ganze Arbeit. ● ROMAIN HILGERT

HISTOIRE ET MÉMOIRE

Marian Turski

IIII Karolina Markiewicz

Marian Turski s'est éteint mardi dernier. Ses enseignements perdureront après lui.

Il disait que pour comprendre l'Histoire, il faut avoir non seulement de l'imagination, mais surtout le savoir.

J'ai pu tourner *The Living Witnesses* avec ce grand homme. Au Luxembourg et à Auschwitz avec Claude Marx et des jeunes du Lycée technique du Centre. Il voulait aussi rencontrer Xavier Bettel, Premier ministre à l'époque, et Jean Asselborn, encore ministre des Affaires étrangères, qu'il trouvait courageux. Un autre monde, où se préparait pourtant déjà le nouveau *bullshitisme* et la haine des puissants envers ceux qu'ils voient comme des vers. Des hommes qui réaménagent les faits à leur guise, en ignorant le savoir et le respect de notre histoire commune.

Marian Turski savait que nous, assoupiés dans notre confort d'occidentaux depuis 80 ans, étions entrés dans un nouveau cauchemar depuis le 20 janvier. Le cauchemar de ceux qui imposent leurs idées et leurs règles par la force la plus brutale. Il s'est éteint au moment, où le locataire de la Maison Blanche accuse Volodymyr Zelensky de l'invasion russe et de la guerre en Ukraine. C'est ainsi que s'installent les autocraties, dans la sidération totale face aux ins-

trumentalisations et manipulations politiques. Comme si l'on prétendait que la Pologne avait provoqué l'invasion de l'armée allemande en 1939.

Marian Turski, né le 26 juin 1926 à Druskininkai (aujourd'hui en Lituanie, alors en Pologne), était un journaliste, historien et militant polonais-juif, survivant d'Auschwitz. Durant la Seconde Guerre mondiale, il fut enfermé dans le ghetto de Łódź, où il est devenu résistant et ensuite en 1944, à Auschwitz. Son père et son frère y ont été assassinés. Après avoir subi des conditions de vie des plus inhumaines jusqu'à la libération du camp en 1945, il a dû participer à deux marches de la mort des Nazis – d'abord vers Buchenwald, ensuite vers Theresienstadt.

Après la guerre, il a étudié l'histoire aux États-Unis, y a rencontré Martin Luther King, a participé aux marches de Selma et puis est devenu journaliste. Il est aussi devenu une figure influente de la communauté intellectuelle polonaise. Il a rejoint l'hebdomadaire *Polityka* en 1958, l'un des magazines les plus respectés de Pologne, où il occupait le poste de chef de la section historique.

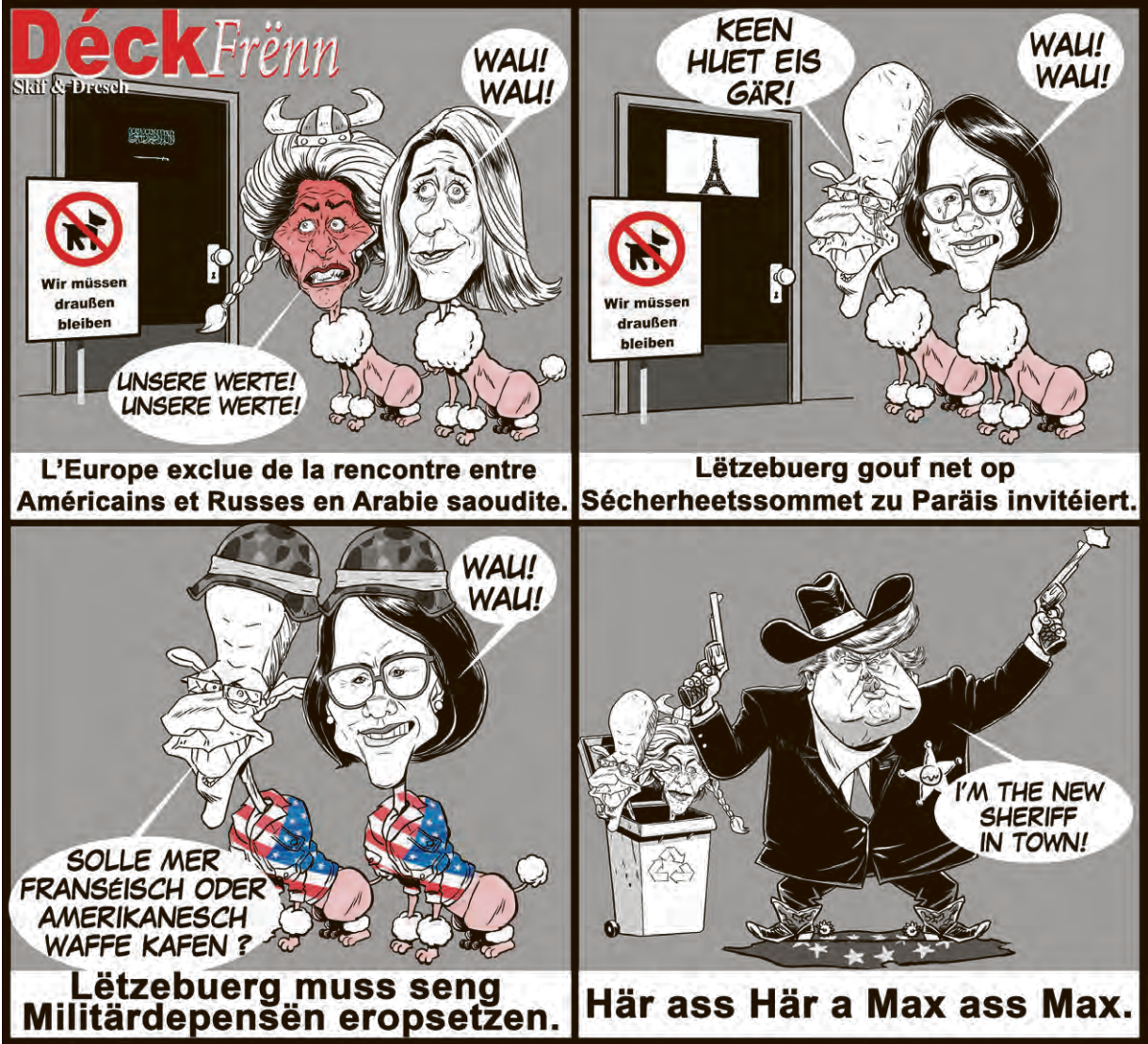
C'est là que je l'ai rencontré la première fois, il avait 92 ans, impeccable, chemise blanche, beau et extrêmement exigeant. Il a raconté son parcours avec décence

en posant des questions pour s'interroger sur l'importance de l'alliance transatlantique, celle de l'Union européenne – la paix durable. Son travail journalistique se distinguait par une analyse approfondie des événements historiques et contemporains. Par ses ouvrages, il a aidé à la compréhension de la complexe histoire de l'Europe centrale.

À la fin de sa vie, il s'est consacré à la préservation de la mémoire de l'Holocauste et à l'éducation des jeunes sur les dangers de la haine et de l'intolérance. Il était membre actif du Conseil international d'Auschwitz et président honoraire du Conseil de Polin – musée de l'histoire des Juifs de l'Europe centrale, à Varsovie.

Le 27 janvier 2020, lors du 75^e anniversaire de la libération d'Auschwitz, où j'accompagnais la délégation luxembourgeoise, Marian Turski a prononcé un discours inoubliable, mettant en garde contre l'indifférence et l'érosion progressive des droits humains. Il a formulé un onzième commandement : « Tu ne seras pas indifférent ! » et « Auschwitz n'est pas tombé du ciel ! »

Le 27 janvier dernier, affaibli, il savait qu'il ne lui restait plus beaucoup de temps. Il a exhorté les représentants politiques démocrates et nous tous, de ne surtout pas rester silencieux. ●



Les conglomérats du champ social

IIII Paul Zahlen

Le « tiers secteur » (2) : La charité, la philanthropie et l’État

Kollektiv Spackelter, OPE, ProActif, Caritas

D’un point de vue financier, l’affaire Caritas dépasse très largement tout ce que l’on avait pu voir jusque-là. Or, les scandales qui affectent le tiers secteur ne sont pas nouveaux. Ils ont même été assez nombreux. On peut ainsi évoquer l’affaire du Kollektiv Spackelter (une initiative d’aide aux toxicomanes) à la fin des années 1970 et au début des années 1980. Ce collectif issu du mouvement des maisons des jeunes « autonomes » (dont les bases sont plutôt « libertaires ») proposait des solutions non-répressives à la question de la toxicomanie. Les initiateurs du projet finançaient de leurs propres deniers la rénovation d’une partie du « Jongenheem » (devenu vacant à l’époque) pour y installer un centre thérapeutique. Ils semblaient avoir considéré ces investissements comme une avance qui serait remboursée plus tard par l’État, en considération des résultats positifs auxquels on s’attendait. Au début des années 1980, les pouvoirs publics ont cependant retiré leur confiance au « collectif » qui s’enlisait dans une idéologisation croissante.

Plus récemment, en 2012, il y a eu les déboires d’Objectif Plein Emploi (OPE), l’initiative créée en 1998 par l’OGBL en faveur de la réinsertion dans le marché du travail. Il s’agissait d’une ardoise de plus de six millions d’euros dont plus de 4,5 millions à reverser à l’État. Cela a conduit à un plan social pour la moitié des 107 salariés. Quelques mois plus tôt, en 2011, avait éclaté l’affaire ProActif, une autre initiative d’insertion sur le marché du travail créée, elle, par le syndicat chrétien LCGB. Le ministre du Travail socialiste demandait à l’époque le remboursement de plus de deux millions d’euros qui auraient été perçus de trop par l’association ; demande qui fut contestée par celle-ci. L’affaire n’aura pas de véritables suites.

En 2024, ProActif fut de nouveau sous le feu des projecteurs, mais cette fois-ci ce sont des tensions au sein des instances dirigeantes qui en ont été la raison. Elles conduisent au licenciement du directeur auquel on reproche des « fautes professionnelles », affaire qui a été portée devant les tribunaux. Finalement, très récemment (fin 2024- début 2025), l’association d’entraide et de soutien aux immigrés portugais Casa a dû licencier des personnes ayant un contrat d’occupation temporaire indemnisée » dont l’indemnisation provenait de l’Adem. Des irrégularités dans la gestion de l’association auraient été constatées.¹

Ces affaires ont plusieurs points communs : la question du financement et une gestion du subventionnement par l’État peu rigoureuse à l’époque des faits (notamment dans le cas des initiatives d’insertion à l’emploi) ; des problèmes de gestion internes liés à la croissance des organisations faisant partie du « tiers secteur » ; des ambitions et/ou incompatibilités personnelles entre les représentants de l’État et ceux de certaines associations ; une question de relations de confiance (ou de méfiance) entre personnes qui se superpose aux relations purement contractuelles entre l’État et les associations. Mais, en filigrane, apparaissent aussi les mutations du tiers secteur. Dans les années 1970, le sujet de la marginalisation de certains groupes fait la une (toxicomanie, délinquance, …). À partir des années 1990, ce sont les questions de chômage structurel et de pauvreté qui prennent une importance grandissante.

Dans le cas du Kollektiv Spackelter (créé à la fin des années 1970) il y a un va-et-vient entre la méfiance initiale des pouvoirs publics, puis un rapprochement et enfin une rupture. Ces tensions ont un arrière-plan qui relève d’un antagonisme des approches sur le fond qui se heurtaient parfois violemment. Ainsi, le Kollektiv Spackelter fut très critiqué à l’égard des solutions que l’État proposait pour aborder les addictions (notamment au Syrdall Schlüss ou encore au Centre d’Useldange) et le collectif se targuait de proposer une méthodologie scientifique (plus) efficace. Les tensions concernent donc d’abord

Chez les
Franciscaines à
Belair, 2021.
Elles sont à
l’origine d’un
empire
sanitaire et
social



le fond, c’est-à-dire le contenu, même si les relations s’enveniment progressivement sur le plan des relations interpersonnelles et des problèmes de gestion.

En filigrane, dans les années 1970-1990, les tensions entre les pouvoirs publics (État) et le mouvement associatif sont le miroir de deux conceptions antinomiques : Celle d’une « société ouverte » – ouverte à des innovations dans le domaine social et sociétal, notamment – et une société dans laquelle les valeurs conservatrices sont encore fortes (une société « fermée »). Et à cette époque, l’État est identifié par beaucoup d’associations à ce conservatisme.

Évidemment, on peut essayer de trouver des antagonismes de substance lors du déroulement de l’affaire Caritas récente. D’après certains observateurs le non-sauvetage de la Fondation Caritas et de Caritas Accueil et Solidarité (les activités étant transférées à une nouvelle association) serait lié aux activités de plaidoyer politique de Caritas qui aurait incommodé les milieux politiques conservateurs et/ou « ultralibéraux » (notamment au sein du CSV). Or, le discours sur la pauvreté et la mendicité et le scandale que celles-ci constituent dans une société aussi riche que le Luxembourg n’est en rien disruptif. Il constitue le volet « compassionnel » de la discussion politique dans une société qui a accepté très largement la vulgate libérale ou néolibérale. Bien évidemment, il y a des nuances dans la gestion concrète de ces questions, mais fondamentalement il y a un consensus conceptuel dans ce domaine. Aujourd’hui les questions de pure gestion semblent être primordiales.

L’État pragmatique

L’histoire du tiers secteur au Luxembourg reste à écrire. Si la sécurité sociale a fait l’objet de synthèses et d’analyses spécifiques, le champ de la société civile reste largement inexploré du moins dans le domaine de l’analyse structurelle et de l’histoire du secteur dans son intégralité. Il y a bien eu des tentatives dans ce domaine. Ainsi le *Manuel de l’intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg* édité en 2009 par Helmut Willems (à l’époque professeur à l’Université du Luxembourg) constitue un travail pionnier, même s’il s’agit plutôt d’une juxtaposition des différents champs d’action sociale. L’ouvrage montre d’ailleurs l’étendue et la complexité considérables de ce secteur, tout en faisant un peu l’impasse sur l’analyse du cadre structurel global et de son évolution à long terme.

Sur le terrain, le champ de l’intervention sociale est aujourd’hui largement géré par des associations. L’histoire sociale est donc aussi l’histoire des associations et du « tiers secteur » en général. Il convient cependant de ne pas oublier que c’est l’État qui pose les bases de l’intervention et de l’aide sociales, tout en institutionnalisant la présence de la société civile – ou plutôt d’une partie importante de la société civile que sont au XIX^e siècle les congrégations et l’Église – dans le champ social. L’État peut même être qualifié d’innovateur social dans la deuxième moitié du XIX^e siècle et dans la première moitié du XX^e siècle.

[...]



Le dortoir de la Wanteraktioun, qui est géré par trois acteurs du secteur: Hëllef um Terrain, Croix-Rouge et Inter-Actions

[Suite de la page 9]

Une grande partie des mesures de politique sociale de la fin du XIX^e siècle et de l'intervention directe de l'État se situe dans l'ère de Paul Eyschen, ministre de la Justice de 1876 à 1888 et Premier Ministre de 1888 à 1915. Eyschen est l'incarnation de la domination dans la deuxième moitié du XIX^e siècle dans l'arène politique et institutionnelle de notables plutôt libéraux, mais influencés par les réformes faites à l'étranger et visant à moderniser le pays. L'État, respectivement les institutions étatiques, ne semble cependant pas avoir été très proche de la population à l'époque. La société civile (et notamment l'Église) jouaient un rôle crucial dans la vie des gens. On peut mentionner dans ce contexte, la destination des dons et legs qui font l'objet de publications au *Journal officiel (Mémorial)*. Ce ne sont pas les bureaux de bienfaisance publics communaux qui attirent les dons, mais bien les fabriques d'Église. Au sein de la hiérarchie ecclésiastique, c'est Jean-Théodore Laurent (vicaire apostolique de 1841 à 1856) qui contribue à jeter les bases d'une présence très marquée de l'Église dans la société luxembourgeoise. Ultramontain, le vicaire n'était pas vu d'un bon œil par le pouvoir libéral, mais le fait de soutenir la création des congrégations et leur travail sanitaire et social conférait une sorte de légitimité morale à l'Église.

Les congrégations féminines sont déterminantes dans le développement de l'action sanitaire et sociale à partir du milieu du XIX^e siècle. La demande de ressources humaines (notamment dans les nouvelles institutions sociales créées par les pouvoirs publics) et l'offre de main-d'œuvre (d'ailleurs « bon marché ») se rencontrent. Dans une société rurale où les conditions de vie sont encore très précaires, les familles nombreuses sont encore légion (la natalité restant élevée), et elles constituent un

De façon feutrée, le courant catholique et le courant laïque cohabitent jusqu'à aujourd'hui. Les gouvernements successifs n'ont pas remis en cause un consensus qui s'exprime dans le financement parallèle des deux courants. En cela aussi, le tiers secteur est un reflet du « modèle social » luxembourgeois

vivier pour le recrutement des congrégations. Les Sœurs de Ste Elisabeth, présentes au Luxembourg depuis 1672, ont été impliquées avant comme après l'indépendance en 1839 dans les institutions sociales publiques (comme l'hospice civil, l'hospice Saint Jean, l'hospice central). À côté de l'État, les industriels (notamment les sociétés sidérurgiques) continuent également à faire appel aux congrégations, plus particulièrement dans le domaine des soins et de la santé.

Dans les années 1840, la congrégation de Sœurs Franciscaines est créée. Elle permet de répondre aux demandes en « soins à domicile » dont la nécessité est mise en avant par le Collège médical. Par ailleurs les congrégations, dès qu'elles en avaient la possibilité – notamment grâce à la mise à disposition ou à l'héritage d'infrastructures immobilières – prenaient elles-mêmes des initiatives. Certaines structures créées par les Franciscaines et les Sœurs de Ste Elisabeth ont d'ailleurs des activités multiples. Dans les termes d'aujourd'hui, on dirait qu'elles offrent une panoplie de services sociaux et/ou sanitaires (soins à domicile, soins stationnaires, orphelinat, école, ...).

En fait, au XIX^e siècle, comme aujourd'hui encore, on assiste à différentes trajectoires : Alors que certains se spécialisent dans un domaine particulier, d'autres élargissent continuellement leurs activités. Une dynamique similaire s'est développée au cours des cinquante dernières années. Certaines associations, comme Caritas, Croix-Rouge, Inter-Actions, sont devenues de véritables conglomérats du champ social. D'autres associations, notamment dans le domaine de l'immigration, de l'environnement, de la lutte contre les discriminations restent focalisées sur leur domaine d'action initial ; peut-être aussi parce que les pouvoirs publics ont limité, consciemment ou inconsciemment, le financement dans certains domaines.

La création des congrégations, le développement de leurs activités autonomes et leur travail dans les institutions étatiques peuvent certes être interprétés comme un engagement civique et moral, (respectivement éthique). En réalité, l'évolution décrite répond à une rationalité socio-économique sous-jacente. Cette interprétation a évidemment une connotation utilitariste, mais cette qualification semble pertinente. L'État libéral essaie de limiter ses dépenses sociales et les ressources qui doivent y être consacrées. Les congrégations (qui constituent une source de main-d'œuvre bon marché jusque dans les années 1960) et, plus tard, le bénévolat vont permettre de limiter les coûts et de recourir à des personnes motivées (et en principe productives). Autre élément souvent négligé : Dans certains domaines qui ne font pas nécessairement consensus au niveau politique, le recours à la société civile (ou à une partie de celle-ci) permet à l'État de légitimer, de justifier et de financer des activités contestées. Cela reste vrai pour l'époque plus récente.

Philanthropie/ Charité

Les congrégations ne sont pas les seules à s'activer dans le domaine de l'aide sociale. Certaines initiatives laïques se cristallisent à la fin du XIX^e siècle et au début du XX^e siècle. On peut ainsi mentionner l'engagement d'Auguste Ulveling, un notable qui s'intéresse à la protection de l'enfance, notamment aux enfants dont les parents sont incarcérés. En 1898, il publie un texte intitulé « Protection de l'enfance : une crèche à Luxembourg ». Et une telle crèche est effectivement créée la même année. En 1905, Ulveling élabore une « proposition de loi sur les enfants moralement abandonnés ». Ce n'est cependant qu'en 1939 que sera votée une loi sur la protection de l'enfance. Celle-ci introduit la fonction du « juge de la jeunesse ». Trois décennies plus tard, en 1971, un « tribunal de jeunesse » est créé.

Au début du XIX^e siècle, d'autres associations d'aide sociale et philanthropiques voient le jour. En 1907, le Verein für die Interessen der Frau (dont la fondatrice est Aline Mayrisch) et le Verein für Volks- und Schulhygiene publient une étude, intitulée « Sozial-Enquête 1907 ». Celle-ci pointe les conditions de logement insalubres, notamment dans les faubourgs de la Ville de Luxembourg.² En 1908 est créée la Ligue de lutte contre la tuberculose (maladie endémique à l'époque et liée aux conditions de vie insalubres) qui deviendra plus tard la Ligue médico-sociale. Des dispensaires viennent le jour et la Ligue a recours à des infirmières-visiteuses qui prendront plus tard l'appellation d'« assistant(e)s d'hygiène sociale ».³

Ces actions sociales du début du XX^e siècle ne peuvent être dissociées du développement des grandes sociétés sidérurgiques à partir des années 1880. Celles-ci sont bien conscientes que la santé publique n'est pas sans influence sur la marche de l'économie. Ce sont ces sociétés qui financeront largement les activités de la Ligue de lutte contre la tuberculose. C'est également le cas du financement de la Croix-Rouge dont la branche luxembourgeoise voit le jour en 1914. La Cour grand-ducale et les notables locaux (parmi lesquels les industriels) en constituent les soutiens indéfectibles jusqu'à aujourd'hui.

L'encyclique du pape Léon XIII, *Rerum Novarum*, de 1891 (qui s'intéresse au sort des « classes laborieuses ») pose les bases de l'enseignement social de l'Église et les fondements idéologiques de la création de la Caritas. Sa première implantation est à Fribourg-en-Brisgau en 1897, mais elle s'étendra rapidement à toutes les régions germanophones. En 1922, il y a des Caritas dans tous les diocèses en Allemagne. Au Luxembourg, la Caritas voit officiellement le jour au début des années 1930.⁴ Elle constituait le deuxième pilier de l'action sociale (caritative) de

l'Église, à côté des congrégations. Il semble que l'activité sociale des milieux catholiques peut être caractérisée par l'image de rails parallèles : Les congrégations et la société civile catholique (notamment la Caritas) se dirigent dans la même direction, mais ne se croisent pas (ou pas souvent).

La hiérarchie ecclésiastique a bien évidemment une influence sur l'action sociale catholique, mais elle semble assez indirecte, s'exerçant notamment à travers les aumôniers dans le cas des congrégations. En ce qui concerne la Caritas, l'évêché nomme (a nommé) les membres du conseil d'administration et, jusqu'à récemment, les directeurs ont été des prêtres. Mais si dans le domaine du dogme, l'Église catholique est une organisation centralisatrice et centralisée, tel ne semble pas avoir été le cas dans le domaine de l'action sociale. Cette relative distance de l'évêché peut expliquer que, dans le contexte des déboires récents de la Caritas, les responsables de l'Église ont pu agir comme si cette organisation ne faisait pas partie intégrante des institutions catholiques.

En tout état de cause, à la veille de la Deuxième Guerre mondiale, il y a deux composantes de la société civile qui sont présentes dans le champ social : une composante catholique et une composante laïque. Le combat autour de la laïcité était moins exacerbé au Grand-Duché que dans notre pays voisin, la France. De façon feutrée, les deux courants ont cependant subsisté et cohabité jusqu'à aujourd'hui. Les gouvernements successifs, même s'ils sont le plus souvent dominés par le parti chrétien-social, n'ont pas remis en cause un consensus qui s'exprime dans le financement parallèle des deux courants. En cela aussi, le tiers secteur est un reflet du « modèle social » luxembourgeois. D'un point de vue historique, la société civile n'est et n'a jamais été « unifiée » ; et même au sein du « courant catholique », il y a une concurrence ... qui n'est pas nécessairement synonyme de tensions et ne s'oppose pas à des collaborations, comme c'est le cas avec les Hôpitaux Robert Schuman.

Vers des « holdings philanthropiques et charitables » ?

La philanthropie est généralement définie comme un mouvement humaniste, marqué par l'altruisme, émanant des classes aisées en faveur des classes moins aisées. La charité, souvent liée au sentiment religieux, essaie de combiner l'entraide mutuelle au sein d'un même groupe (ou d'une même classe) avec le principe philanthropique plus « asymétrique ». Au Luxembourg, comme dans la plupart des autres pays européens, les deux formes d'action altruistes ont toujours coexisté, avec au Luxembourg une tendance plus affirmée vers la charité.

Avec le développement des conventions dans les années 1970, ces activités sont intégrées dans des Associations sans but lucratif (Asbl), notamment pour des motifs de sécurité juridique. Depuis une vingtaine d'années, on semble s'orienter vers un

La tendance va vers une concentration qui, à terme, pourrait conduire à véritables « holdings de charité ou philanthropiques »

mouvement de concentration (comme dans l'économie de marché), où ces activités sont mises sous la houlette de fondations. Celles-ci facilitent la gestion des dons. Mais elles permettent également de regrouper les activités et de prioriser celles-ci. On peut citer la fondation Elisabeth – une structure faitière créée en 2006 – sous la houlette de laquelle des activités autrefois menées par les Sœurs de Ste Elisabeth sont désormais regroupées. D'après le site Internet d'Elisabeth, « le Conseil d'administration de la fondation Elisabeth Stëftung constitue l'organe suprême de Elisabeth [...] et] est responsable de la stratégie globale du groupe Elisabeth. »

En tant que groupe, Elisabeth emploie aujourd'hui plus de 2 000 personnes et gère quelque soixante institutions. Les responsables d'Elisabeth se distancient d'ailleurs de leurs origines religieuses en affirmant sur le site Internet qu'avec le retrait complet des Sœurs de Ste Elisabeth en 2016 s'est ouverte une « nouvelle ère [...] en tant qu'entité laïque ». (Tout en sachant que, dans les conseils d'administration de la fondation et des œuvres, on retrouve des anciens politiciens du CSV et des personnes proches de l'évêché).

La création d'Arcus est également le reflet de ce mouvement de concentration. Arcus a été fondé le 28 octobre 2008 par cinq associations (qui fusionneront en 2011). Caritas avait également introduit une organisation regroupant une fondation et des associations. Cette réorganisation n'empêchera pas Caritas Jeunes et Familles (CJF), qui gère essentiellement des crèches et des maisons-relais et qui occupe environ 700 personnes aujourd'hui, de se distancer de la Fondation Caritas et de Caritas Accueil et Solidarité au lendemain de l'éclatement de l'affaire, essayant ainsi de se préserver des retombées.

Les structures administratives et organisationnelles qui commencent à émerger dans le « tiers secteur » sont donc encore fluctuantes. Néanmoins, la tendance va vers une concentration qui, à terme, pourrait conduire à de véritables « holdings de charité ou philanthropiques ». La gestion des grandes structures qui ont émergé va évidemment de pair avec des exigences nouvelles. Il semble que les associations ou fondations ayant une envergure importante essaient de répondre à cette question

en mettant l'accent sur les compétences comptables et financières des responsables opérationnels (le cas récent de HUT est exemplaire à ce sujet). Cela constitue un changement. Car jusqu'au début des années 2000, c'étaient souvent des personnes engagées dans le travail de terrain (et dont la formation se situait plutôt dans le domaines social, éducatif et psychologique) qui assumaient le rôle de gestion.

Quel est le rôle des conseils d'administration (CA) d'Asbl travaillant dans le social ? En analysant la composition, on gagne l'impression qu'il s'agit de contrebalancer les profils gestionnaires des directions par des profils politiques (mais des profils consensuels, notamment des hommes ou des femmes politiques qui se sont retirés de la vie politique active), des profils de fonctionnaires (pensionnés) ou alors des anciens professionnels du social désormais retraités. Il n'est pas certain que les compétences en gestion permettent à ces administrateurs de suivre en détail ce que fait leur direction. Dans beaucoup de CA, on nomme donc également des membres ayant des compétences en gestion et en droit, compétences qui sont censées permettre le contrôle de la gestion financière de la direction.

Beaucoup dépend de la transparence des décisions et des activités. C'est d'autant plus important lorsque la direction gère les activités avec beaucoup d'autonomie. En tout état de cause, les mandats dans des CA d'associations, qui gèrent souvent des millions d'euros et des centaines de bénéficiaires, devraient exiger un engagement sans faille, mais peut-être aussi un esprit critique permettant de déceler les points faibles. Souvent, il s'agit de faire le grand écart entre confiance et bienveillance d'un côté, et contrôle pointilleux avec une dose de méfiance de l'autre. Et ceci tant envers la direction qu'à l'intérieur du CA. Dans le cas de l'affaire Caritas, cet exercice, parfois périlleux, n'a manifestement pas réussi. ●

¹ Finalement, on peut également signaler, en 2024, des tensions au sein des instances dirigeantes de la CMCM (Caisse Médico-co-Complémentaire Mutualiste), dont les origines – issues du contexte du syndicalisme – remontent à 1956, sont apparues. La CMCM n'est pas liée à l'État par des financements ou un conventionnement, mais son évolution est aussi l'expression de la croissance des organismes appartenant au tiers secteur

² Voir : Germaine Goetzinger, Sozialenquête 1907, in: Lëtzebuerger Almanach '89, 1988, p. 60 et suivantes

³ Voir à ce sujet, les textes publiés à l'occasion du 100^{ème} anniversaire de la Ligue médico-sociale (sur le site de celle-ci), notamment la contribution de Marco Hoffmann, « Le développement du travail social au Luxembourg à travers l'activité centenaire de la Ligue médico-sociale », juin 2008

⁴ Elisabeth Werner (réalisation), La Caritas luxembourgeoise au fil de son histoire : publication à l'occasion du 75^e anniversaire de Caritas Luxembourg, Luxembourg, 2007

Foyer de la Croix-Rouge au Dernier Sol dans le cadre de la Wanteraktioun, 2015



Dabeisein ist alles

III Peter Feist

2026 soll Luxemburg einen Quantencomputer erhalten. Wozu genau er gut sein soll, weiß noch niemand. Aber das wäre auch viel verlangt

MeluXina wirkt besonders eindrucksvoll, wenn das Licht aus ist. Wie ein Stück Sternenhimmel leuchten dann die roten und grünen LEDs des Supercomputers in seinen drei Schrank-Reihen. Von denen eine den Rechner selber mit den fast 100 000 Prozessorkernen enthält, die beiden anderen die Speicher von zusammen 20 000 Terabyte Kapazität. Vor vier Jahren wurde MeluXina auf dem IT-Campus von LuxConnect in Bissen installiert und im Juni 2021 hochgefahren. Luxemburg beteiligt sich damit an EuroHPC, der Hochleistungsrechner-Initiative der EU. Die Investition von 30 Millionen Euro trugen die Staatskasse zu 65 Prozent und EuroHPC zu 35 Prozent.

Als EuroHPC im Dezember bekannt gab, Luxemburg den Zuschlag für den Bau einer „AI Factory“ erteilt zu haben, bedeutete das, dass MeluXina eine noch potentere Schwester erhalten wird, MeluXina-AI, auch auf dem Campus in Bissen. Was für ein Supercomputer das genau sein wird, soll sich nach seiner Ausschreibung ergeben. Auf jeden Fall soll er viel mehr Grafik-Rechenleistung haben als sein Vorläufer und diesen nach und nach ersetzen. 112 Millionen Euro sollen in ihn investiert werden; der Luxemburger Staat und EuroHPC tragen die Kosten zu ungefähr gleichen Teilen. Die sechs anderen „Fabriken“ für Entwicklung und Tests von Künstlicher Intelligenz und Ausbildung auf diesem Gebiet sollen in Spanien, Italien, Schweden, Finnland, Deutschland und Griechenland entstehen.

Von einem anderen Kaliber ist der Quantencomputer, von dem seit Oktober die Rede ist. MeluXina-Q soll er heißen und ebenfalls in Bissen zu Hausen sein. Auch er ist eine Unternehmung mit EuroHPC. Die Investition von 17 Millionen Euro teilen Staat und EuroHPC *fifty-fifty*. Aus Schränken voller Server, aus denen es bunt leuchtet, wird der Quantencomputer nicht bestehen. Sondern von außen betrachtet vor allem aus einem Tank, einem Behälter. Der Zuschlag für MeluXina-Q, den Luxemburg am 21. Oktober von EuroHPC erhielt, umfasst insbesondere die Mission, einen verhältnismäßig neuen Weg bei der Erzeugung von „Quanten-Bits“ zu gehen. Die Hoffnung lautet, dass diese Quanten-Chips sich rasch hochskalieren lassen. Mit zehn Quanten-Bits, oder QBits, fange man an und versuche, rasch auf 80 zu kommen, sagten EuroHPC und DP-Wirtschaftsminister Lex Delles auf einer gemeinsamen Pressekonferenz am 21. Oktober.

„Achtzig“ klingt nach wenig, doch die Quantenrechnung ist ganz anders als mit herkömmlichen Computern, wie man sie kennt. Die Chips von MeluXina-Q werden mit flüssigem Helium in Richtung absoluter Nullpunkt gekühlt, dazu der Tank. So viel steht schon fest, auch wenn die Anlage durch EuroHPC erst noch ausgeschrieben wird, um den Lieferanten der Technologie zu finden. In den nächsten Monaten dürfte das geschehen, heißt es aus dem Wirtschaftsministerium.

Neue Chips und tiefste Temperaturen – das deutet schon an, dass der Quantencomputer kein Apparat sein wird, den man einschaltet und darauf gleich so komplizierte Anwendungen erledigen lassen kann, wie in den letzten fünf Jahren manche Medienberichte andeuteten, sie stünden vor der Tür. In der Materialforschung, der Biomedizin, der Klimaforschung etwa. Oder auch zum Brechen von Verschlüsselungen – was Quantencomputer zur Gefahr für Datensicherheit und Pri-

Einbau des
Kerns eines
Quantencomputers
auf Basis von
Supraleitung am
Leibniz-Super-
computerzentrum
in München

Sven Hoppe / DPA / dpa Picture-Alliance via AFP

vatsphäre machen kann, sofern nicht, ebenfalls mit ihrer Hilfe, Verschlüsselungsmethoden entwickelt werden, die noch schwerer „knackbar“ sind. Aber das ist alles noch Zukunftsmusik. Noch immer sind Quantencomputer eine experimentelle Technologie. Für die CSV-DP-Regierung, wie schon für ihre Vorgängerin, habe die politische Frage gelaute: „Wollen wir in diesem Bereich mitmachen?“, sagt Wirtschaftsminister Delles dem *Land*. Die Technologie sei eine der Zukunft, also bemühe Luxemburg sich um sie. Zum „Ökosystem“ aus Supercomputern und Datenzentren passe der Quantencomputer. Für ihn müsse aber zunächst ein weiteres „Ökosystem“ geschaffen werden, eines an Kompetenzen: „Wie betreibe ich einen Quantencomputer überhaupt?“ MeluXina-Q der Forschung und der Industrie zur Verfügung zu stellen, wäre dann die zweite Etappe und „mehr mid-term“, so Lex Delles.

Die Wissenschaft begann die Idee „Quantencomputer“ ab den Achtzigerjahren zu beschäftigen. Beruhen klassische Digitalrechner auf der binären Logik, in der ein Bit zwei Zustände haben kann, Null oder Eins, würden Quantencomputer die Eigenschaften nutzen, die die Quantenmechanik für den subatomaren Bereich beschreibt, für alles, was kleiner ist als ein Atom. Ein Quant, ein Elektron zum Beispiel oder ein Lichtteilchen, kann mehrere Eigenschaften gleichzeitig haben, ein QBit hätte Null und Eins zur selben Zeit. Oder es hätte beliebig viele Zustände dazwischen; das ist eine Frage der Betrachtungsweise. Weil Quanten miteinander „verschränkt“ werden können und dann ihre Eigenschaften teilen, wären die Kommunikationsmöglichkeiten in einem Quantencomputer riesig. Und schnell. Theoretisch jedenfalls.

In Forschungslabors werden mehrere Ansätze erprobt, um die QBits mit den geheimnisvollen Eigenschaften zu erzeugen und miteinander kommunizieren zu lassen. In einer „Ionenfalle“ zum Beispiel dienen Ionen (elektrisch geladene Atome) als QBits. Sie werden in einem Magnetfeld gehalten und per Laser aktiviert. Eine andere Methode nutzt Supraleiter: Unterhalb einer sehr tiefen Temperatur wird der elektrische Widerstand vieler Metalle praktisch null. In Quantencomputern auf dieser Basis bilden widerstandslos fließende Ströme die QBits. Darauf greifen zum Beispiel Google und IBM zurück.

Die Idee von EuroHPC hinter dem Luxemburger Projekt ist noch anders, wird aber ebenfalls tiefe Temperaturen erfordern. Für die klassischen Computerchips auf Siliziumbasis stößt die Miniaturisierung an ihre Grenzen. Schon der Chip eines Smartphones enthält auf nur um die fünf Nanometer dünnen Strukturen viele Millionen von Transistoren. Bei noch kleinere Strukturen, von drei Nanometern vielleicht, drohen Quanteneffekte: unvorhersehbare und unkontrollierbare Zustände in den Schaltkreisen. In MeluXina-Q soll versucht werden, daraus QBits zu machen. Sie sollen steuerbar werden, nachdem der Chip bis fast auf absolut Null gekühlt wurde. Dann bewegen Teilchen sich nur ganz, ganz langsam.

MeluXina-Q soll Quantenchips aus Silizium erhalten. Die Hoffnung lautet, dass sie sich rasch nach oben skalieren lassen werden

Verglichen mit Supraleitung oder Ionenfalle ist diese Technologie noch neu und weniger erprobt. Aber, sagt Christian Pauly, Halbleiterphysiker mit Dokortitel und im Wirtschaftsministerium in der Cellule Data Economy tätig: Gelingen es, auf den Siliziumchips Halbleitersegmente zu „Quantenpunkten“ zusammenzuführen, aus denen sich funktionsfähige QBits ergeben, und zunächst zehn davon zu haben, dann vielleicht 50 und später 80, könnte weiteres Hochskalieren bloß eine Frage von Prozesstechnologie sein, die es in der Industrie schon gibt. Weil Silizium kein seltenes Material ist, könnte sich eine sichere europäische Lieferkette für diese Quantenchips schaffen lassen. Was in geopolitisch turbulenten Zeiten nicht zu verachten ist.

Diese Überlegungen waren für EuroHPC Anlass, eine zweite Quantencomputer-Ausschreibung zu machen, nach der Luxemburg, neben einem Projekt in den Niederlanden, den Zuschlag bekam. Über fünf weitere, unter anderem in Deutschland und Finnland und mit anderen QBit-Technologien, war schon vorher entschieden worden. Die EU-Kommission, die hinter EuroHPC steckt, sieht die Quanten-Hardware „technologieoffen“. Zwar gibt es für Silizium-Quantenchips nicht so viele Hersteller wie für die mit Supraleitern oder Ionenfallen. Dem Wirtschaftsministerium sind aber vier bis fünf europäische Startup-Firmen bekannt, die sich um diesen Ansatz bemühen. Außerhalb Europas gibt es noch weitere.

Ist die Hardware-Seite von MeluXina-Q schon ein Abenteuer, ist die Software-Seite auch eins. Auf Supercomputer MeluXina wurden 2024 insgesamt 400 Rechenaufgaben verschiedenen Umfangs erledigt, informiert MeluXina-Betreiber LuxProvide auf seiner Internetseite. Darunter waren Aufgaben aus Forschung und Industrie hierzulande, aber auch aus der Großregion, der weiteren EU sowie aus Japan. In *Top500*, einer Liste, die ein internationales Wissenschaftler-Kollegium zweimal jährlich zusammenstellt, belegt MeluXina Stand November 2024 Platz 112 der 500 leistungsfähigsten Supercomputer weltweit. Wann auf dem Quantencomputer, der im Laufe des nächsten Jahres installiert werden soll, die

ersten Aufgaben gerechnet werden können, ist noch nicht so klar. In Betrieb gehen soll er 2028. Aber parallel müssen Kompetenzen geschaffen werden. LuxProvide, Tochterfirma von LuxConnect, wird auch den Quantencomputer betreiben. Den KI-Supercomputer MeluXina-AI auch. Über zwei Teams zum Quantenrechnen verfüge man derzeit, berichtet Valentin Plugaru, Technischer Direktor von LuxProvide. Er weiß: Quantenrechnen ist alles andere als einfach. Um einem Quantencomputer sinnvolle Fragen stellen zu können, braucht man Algorithmen, in welche die Fragen verpackt werden. „Zur Entwicklung der Algorithmen programmieren wir ganz nah beim Quantenchip. Das ist wie in den Sechzigerjahren mit den damaligen Computerchips.“

Das liegt auch in der Natur der Sache: Wenn ein subatomar kleines Teilchen, das mehrere Eigenschaften gleichzeitig haben kann, sich schon der menschlichen Vorstellungskraft entzieht, sind Quantencomputer und der Umgang mit ihnen eine fundamentale Herausforderung für die Logik. Quantenzustände sind nicht nur fragil. Die Lehre hinter ihnen besagt auch, dass sie zwangsläufig zusammenbrechen, sobald erkannt wurde, welchen Zustand ein Quant oder ein QBit denn besitzt.

Unter anderem daran liegt es, dass bisher noch kein Quantencomputer richtig praktische Probleme gelöst hat. Alles ist Zukunft. Marketing auch. 2019 behauptete Google, mit einem Quantencomputer innerhalb von drei Minuten und zwanzig Sekunden eine mathematische Aufgabe gelöst zu haben, für die ein Supercomputer 10 000 Jahre brauche. Das stellte sich als übertrieben heraus: Chinesische Forscher erledigten dieselbe Berechnung auf einem Supercomputer in reichlich fünf Minuten. Näher an praktische Fragen kam vor zwei Jahren ein Team von IBM, das mit einem Quantencomputer mit 127 QBits das Verhalten von 127 Atom-großen Stabmagneten in einem Magnetfeld simulierte. Das Ergebnis lag nach einer tausendstel Sekunde vor, wurde aber als ungenau eingeschätzt. Wegen der nicht leicht beherrschbaren Verhältnisse zwischen den QBits gelten Quanten-Resultate als „noisy“, fehlerbehaftet. Die Fehler zu reduzieren, ist ein großes Thema. Anfang Dezember erklärte Google, mit einem neuen Quantenchip die Fehlerkorrekturschwelle überboten zu haben, an der Forschungslabors sich seit Jahrzehnten versuchen.

Solche Überlegungen beschäftigen auch LuxProvide. Auf MeluXina werden QBits nachgebildet und es wird simuliert, wie man zu möglichst wenig *noisy* Ergebnissen gelangt. Oder zu möglichst hohen Wahrscheinlichkeiten, dass die Rechnung stimmt. Algorithmen werden entwickelt, damit sich mit MeluXina-Q sinnvoll wird kommunizieren lassen können. Der Quantencomputer und der Supercomputer sollen einander ergänzen, sagt Valentin Plugaru. Wann Antworten auf praktische Fragen in Materialwissenschaft oder Chemie möglich werden, würden die nächsten Jahrzehnte zeigen. „Quantencomputer sind neu für alle. Aber man muss die Zukunft vorbereiten.“ ●



Supercomputer MeluXina ging in Bissen im Juni 2021 in Betrieb

Sven Becker

„Graue Energie“

IIII Frédéric Braun

Eine europäische Bürgerinitiative will der Abrisswelle Einhalt gebieten



Abriss in der Avenue de la Gare

„Le vieux Paris n'est plus (la forme d'une ville Change plus vite, hélas! que le cœur d'un mortel)“, dichtete Baudelaire im 19. Jahrhundert, als Napoleon III. den Präfekten und Stadtplaner Haussmann damit beauftragte, der französischen Hauptstadt gewaltsam das moderne Stadtbild zu verleihen, das bis heute erhalten ist. Es ging dem selbsternannten Franzosenkaiser dabei um die Erneuerung einer teilweise noch durch mittelalterliche Enge geprägten Stadt nach englischem Vorbild, um Prestige und um Kontrolle. Darum, durch breite Avenuen Barrikadenkämpfe wie die von 1830 und 1848 in Zukunft zu verhindern und im Notfall Truppen schnell aus den über die Stadt verteilten Kasernen hin- und her bewegen zu können. Diese „Haussmannisierung“ steht aber auch für eine beispiellose soziale Bereinigung der Stadt von ärmeren Schichten, die durch Enteignungsgesetze in die maroden Vorstädte verbannt wurden – damit der Staat durch den Verkauf der Parzellen an Investoren seine Kreditaufnahme refinanzieren konnte.

Im Vergleich dazu schreitet die Umwandlung von Stadtvierteln und der Austausch ihrer Bevölkerungen heutzutage auf weit sanftere, aber nicht minder effektivere Art voran. Auf der Suche nach Sicherheit investieren finanzkräftige Konglomerate aus der ganzen Welt in Europas Innenstädte, treiben die Mieten in die Höhe und historisch gewachsene Gemeinschaften aufs offene Feld. Kultur und bauliches Erbe, das sind in erster Linie Vermögenswerte. Und entspricht es mal nicht den gängigen Vorstellungen von Schönheit oder Wert, lässt man es einfach verrotten, um es früher oder später dem Erdboden gleichzumachen. Im Extremfall, wie beim Brand im Londoner Grenfell Tower, kommen vorher auch noch Menschen zu Schaden. Erinnerung, Stadtgeschichte – all das zählt nicht, wenn sich durch einen Neubau der Wert um ein Vielfaches multiplizieren und eine

zahlungskräftigere Klientel ins Viertel locken lässt, die auch in den kommenden Jahren für gute Rendite sorgt. Manchmal, wie im Fall der *Stäreplaz*, vergehen bis dahin auch Jahrzehnte.

Da hilft es nicht, den Neubau als Nullenergiehaus mit ausgeglichener Energiebilanz anzupreisen und entsprechende Zertifikate einzusammeln. Da der Gesetzgeber vielerorts dem Neubau den Vorrang vor der Renovierung gibt, ist allein die Bauindustrie „für rund 38 Prozent des globalen CO₂-Ausstoßes verantwortlich“, wie Arno Brandlhuber, Architekt und Professor an der ETH Zürich, vergangenen Mittwoch vor rund 300 Zuhörern im Limpertsberger *Tramsschapp* erklärte. Genau hier will die europäische Bürgerinitiative House Europe! die Axt anlegen. „Abriss“ sei so out, wie Lebensmittelverschwendung, Fast Fashion oder Einwegplastik“, argumentieren die Initiatoren in einem eigens dafür produzierten Dokumentarfilm. Renovieren, nicht demolieren lautet ihre Devise. Renovieren schütze Wohnraum, Jobs, Energie und Geschichte. „Renovieren hilft Preise stabil zu halten, Bewohner können in ihren Wohnungen bleiben und werden nicht vertrieben“, erklärt eine Frauenstimme aus dem Off. Wohnviertel behalten ihre „Identität“ und Gemeinschaften blieben „lebendig“. Renovieren unterstütze kleinere Betriebe. So finde eine Verschiebung des Marktes statt: weg von den Baustoffen, hin zur Arbeit.

Vor allem spare Renovieren Energie, indem Baustoffe nicht verschwendet würden. CO₂-Emissionen und Ressourcenverbrauch könnten so deutlich verringert werden. Deshalb setze sich House Europe! für eine Anpassung des gesetzlichen Rahmens auf EU-Ebene ein. Mit einer Mehrwertsteuersenkung auf nachhaltige Renovierungsarbeiten und wiederverwertetem Material. Aber auch für fairere Spielregeln. Mit Gutachten sollen künftig weniger die Risiken als

vielmehr das Potenzial von bestehenden Gebäuden festgestellt und über die investierte „graue Energie“ (also bereits verbautes und zur Renovierung erforderliches CO₂), genau Buch geführt werden. „Die EU hat die Macht, das Renovieren kostengünstiger, schneller und einfacher zu gestalten“, sagen die Initiatoren, die auf der Suche nach einer Million Unterschriften derzeit durch die EU touren und auf Einladung der Abteilung Architektur der Uni Luxemburg und des Luxembourg Center for Architecture (Luca) in der Hauptstadt Halt machten.

So weit, so gut. Aber inwiefern lassen sich die Forderungen von House Europe! auf Luxemburg übertragen? Und muss es unbedingt Europa richten? Muss man gleich die EU heranziehen, die ja gerne als sadistische Regulierungsinstanz dargestellt wird und nach Auffassung vieler Rechter, neuerdings auch aus den USA, am besten abgeschafft gehört? Ließe sich vieles davon nicht besser auf nationalem Plan angehen als mit EU-weiten Verordnungen? Zumal bei der Renovierung von bestehenden Gebäuden auch auf die unterschiedlichen klimatischen Bedingungen in Europa geachtet werden muss und sich die erforderlichen Maßnahmen von Region zu Region zum Teil erheblich unterscheiden.

Luxemburg zählt im europäischen Vergleich wenig Wohnsilos. Das Einfamilienhaus ist nach wie vor vielen Menschen heilig. Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern ist Luxemburg aber in Fragen der energetischen Sanierung auch Vorreiter. Die Stadt Wien beispielsweise hat einen Mietdeckel für Altbauwohnungen eingeführt. Resultat? Die Eigentümer investieren nicht mehr. Immobilien verfallen oder werden abgerissen und durch Neubauten ersetzt. Hierzulande liegt der Mehrwertsteuersatz für Renovierungsarbeiten bereits bei drei Prozent und vieles, was mit Kreislaufwirtschaft zusammenhängt, wird vom Staat gefördert. Wer seinen Altbau durch neue Fenster sanieren will und dafür Gelder beantragt, muss (um Schimmel vorzubeugen) automatisch die Fassade mitdämmen oder ein automatisches Be- und Entlüftungssystem einplanen. Der Staat vergibt Gütesiegel und Prämien für die Verwendung von mineralischen Materialien wie Steinwolle und den Verzicht auf EPS-Dämmplatten. Luxemburg ist das Land, in dem zahlungskräftige Lehrerrpaare immer noch 200 Jahre alte Landwirtschaftsanwesen komplett energetisch sanieren, oder wo Gemeinden Biogasanlagen errichten, für die Hecken nachträglich angepflanzt werden müssen, um sie mit dem nötigen Grünschnitt zu versorgen. Manchmal ist Luxemburg auch zu musterschülerhaft.

Vor allem aber wird Renovieren in Luxemburg tendenziell nicht billiger als ein Neubau. Was wiederum die Frage aufwirft, wer dafür bezahlen und wer in den sanierten Wohnungen leben soll – im Kontext der akuten Wohnungsknappheit ist diese Frage umso dringlicher. Aber selbst der Wunsch nach einem architektonisch anspruchsvollen Neubau wird ja hierzulande durch die astronomischen Grundstückspreise zunichte gemacht. Weshalb auch immer mehr im Volksmund als „Kisten“ bezeichnete Energiehäuser das tradierte Dorfbild beanspruchen. Worüber sich zu Recht oder Unrecht erboste Senioren in *Facebook*-Gruppen auslassen, teilweise, um mit populärwissenschaftlichen Argumenten eine Rückkehr zur sogenannten „schönen“ Architektur zu fordern, wie sie auch in rechten Kreisen beschworen wird (*d'Land* 25.11.2022). „Uns macht es fassungslos, wieviel in den letzten 50 Jahren an Bestand abgerissen wurde und was da an Landschaften, an grauer Energie, an Ressourcen und an Geschichten verloren ging“, klagt Moderator

Luxemburg ist das Land, in dem zahlungskräftige Lehrerrpaare immer noch 200 Jahre alte Landwirtschaftsanwesen komplett energetisch sanieren

Florian Hertweck, Architekturprofessor an der Uni.lu, während der Konferenz. „Es fehlt uns an Feingefühl beim Vernichten“, formuliert Architekt Christian Bauer (CBA Architectes) es aus dem Publikum. Und an klaren Selektionskriterien bei der Frage, was es zu erhalten gibt.

Nicht zufällig erkennt Hertweck in dem Verweis auf den Verlust von Identität und Geschichte durch Abriss und Neubau ein „Narrativ“, mit dem auch Wertkonservative – sprich das Mitte-Rechts-Bündnis EVP in Straßburg – von der Initiative überzeugt werden können. Auch im *Tramsschapp* hatten die Veranstalter darauf Wert gelegt, neben einem Dutzend Partnerorganisationen wie CNCI, Mouvement écologique und OAI, mitgliedstarke Denkmalschutzorganisationen wie Luxembourg under destruction oder die Lëtzebuurger Denkmalschutz Federatioun einzuladen. Dabei war der Saal zur Hälfte von Architekten besetzt, wie eine schnelle Umfrage von Hertweck ergab. „Wer von uns Architekten reißt sich schon um eine Renovierung?“, bemerkte Brandlhuber *en passant*. Renovierungsarbeiten verlangen dem Architekten nicht nur gestalterische Zurückhaltung ab, sie sind auch mit vielen Auflagen verbunden. Auf den Baustellen ist die Zahl derer, die nicht direkt für den Bau verantwortlich sind, in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen. Der seit Corona und Ukrainekrieg durch verzögerte Zahlungen, Leerstand und hohe Energiepreise gebeutelten Architektenzunft versprach Brandlhuber „zehnmal mehr Aufträge“, sollte die Initiative Erfolg haben.

In einer anschließenden Gesprächsrunde offenbarte Architekt Philippe Nathan (2001) seine „Angst vor dem Konservativen in Luxemburg“, sprach aber vorsichtig von einem „neuen Moment“, den die Bürgerinitiative House Europe! einläuten könnte und womit vergangene „Traumata überwunden“ werden könnten. Man müsse die „financially driven decisions of politicians“ angehen, so Arno Brandlhuber. Mit Verweis auf Leerstand und Wohnungsnot in Luxemburg gab sich Blanche Weber vom Mouvement écologique „überzeugt“ davon, „dass wir das zu einem politischen Thema machen können“. Die Zeit dafür sei nun einfach „reif“. Paul Ewen von der Lëtzebuurger Denkmalschutz Federatioun zeigte sich ebenfalls erfreut über die Initiative, berichtete von „politischem Druck“ seitens der „Politik“ und der „Bauwirtschaft“ auf *leerstandsmelder.lu*, aber auch von „sehr großem Schaden“, den Energielabel in Luxemburg angerichtet hätten. Der Psychotherapeut geht von 180 000 Wohneinheiten in ganz Luxemburg aus, wovon seiner Auffassung nach 21 000 „erhaltenswert“ sind. ●

«Ce n’était pas gagné»

IIII Interview : Erwan Nonet

Foni Le Brun-Ricalens, directeur de l’Institut national de recherches archéologiques pendant treize ans, vient de prendre sa retraite. Regard en arrière – et en avant

Si les archéologues rêvent de ruines, Foni Le Brun-Ricalens a préféré construire les structures de l’archéologie luxembourgeoise, mettant sa carrière scientifique de côté. Dans cet entretien, il tire un bilan institutionnel et politiaue. Et revient sur ses premières recherches sur le Néandertalien

Erwan Nonet : Nous avons besoin d’un État qui offre un système de santé, un système scolaire ou une justice qui fonctionnent... Pourquoi doit-il aussi s’occuper d’archéologie ?

Foni Le Brun-Ricalens : L’archéologie contribue à mieux connaître nos origines individuelle et collective. Cette quête à la fois métaphysique et matérielle est fondamentale depuis la nuit des temps pour tous les groupes humains. En occident, l’archéologie a pris la suite des mythes fondateurs issus de la Grèce ancienne. Il est important de maintenir ce lien. Le patrimoine archéologique est en quelque sorte notre album de famille collectif.

L’archéologie aide-t-elle à comprendre le présent ?

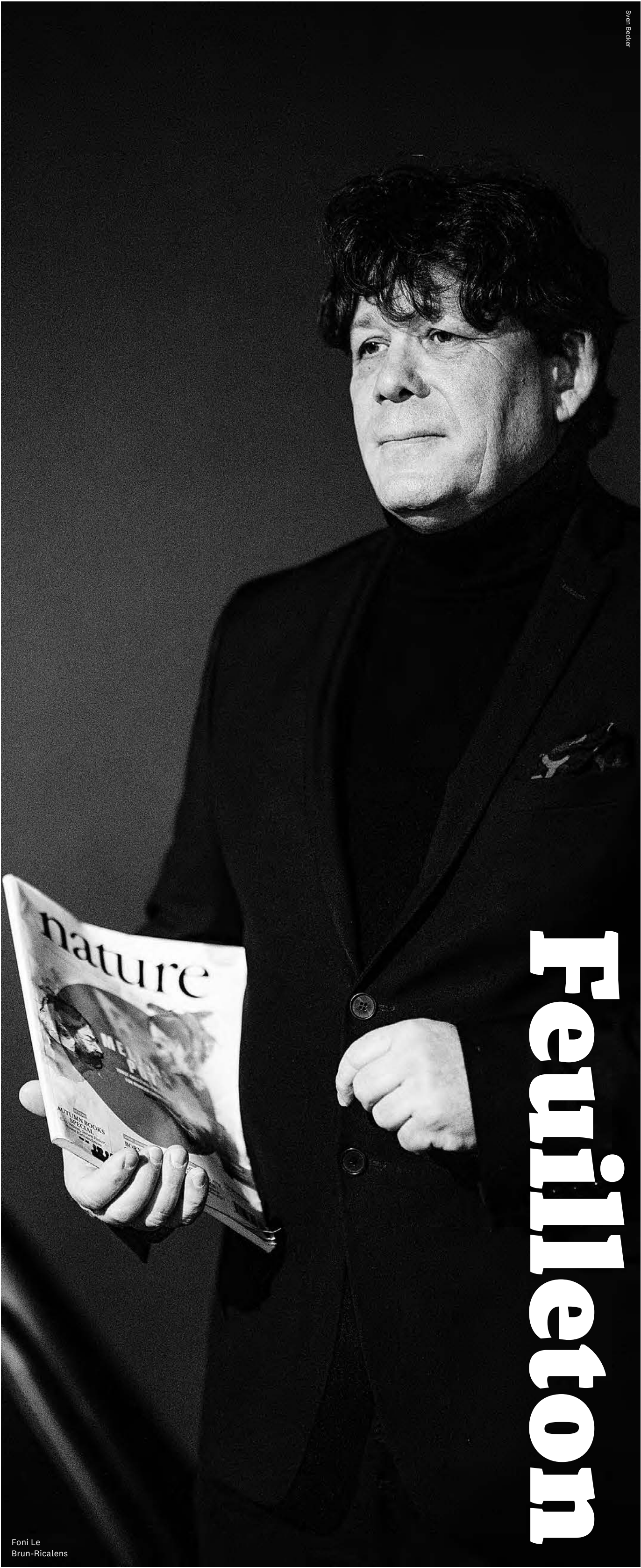
Oui, comme à mieux préparer le futur. En nous aidant à comprendre le passé, elle donne un sens à notre destinée : si nous voulons améliorer le quotidien des générations futures, mieux vaudrait ne pas répéter certaines erreurs. Mais les belligérants assoiffés de pouvoir l’oublient... Mes anciens professeurs d’université me disaient : « En recherche comme ailleurs, il faut bien réfléchir avant d’agir ». Un problème à moitié pensé est déjà à moitié solutionné.

Le Luxembourg est l’un des derniers pays d’Europe à s’occuper sérieusement de son patrimoine archéologique, pourquoi ?

Je l’explique avec un œil d’historien. Notre pays est jeune. Il y avait d’autres priorités pour assoir une société et un gouvernement stables. Paradoxalement, la prise de conscience d’un patrimoine luxembourgeois avait eu lieu très tôt, dès 1845, lorsqu’a été fondée la Société pour la recherche et la conservation des monuments historiques qui deviendra en 1868 la Section historique de l’Institut grand-ducal. Ce qui est étrange, c’est que l’archéologie aurait pu aider à constituer le mythe fondateur du jeune État. Mais on a laissé de côté des sites archéologiques majeurs comme l’*oppidum* du Titelberg, le *vicus* romain de Dalheim et de nombreux châteaux. En fin de compte, à l’image des instituts culturels de l’État, cette considération n’est arrivée qu’en dernier, avec la création récente de l’Institut national de recherches archéologiques (INRA). Le plus important est que notre pays soit désormais responsable de son patrimoine archéologique.

Il était temps...

[...]



[Suite de la page 15]

Quand des terroristes détruisent les Bouddhas de Bamiyan ou le site antique de Palmyre, c’est instantané et tout le monde est d’accord pour dire que c’est une catastrophe. Quand un État laisse détruire son patrimoine au fil du temps, c’est une disparition lente, mais l’effet, à mes yeux, est le même. La symbolique en moins. En vingt ans, nous avons détruit autant qu’en deux siècles. C’était à notre génération d’agir. Paul Reiles, ancien directeur du MNHA, a énormément contribué à cette prise de conscience qui a abouti, en 2002, au réaménagement du MNHA avec ses salles archéologiques. Nous devons aussi beaucoup à Erna Hennicot-Schoepges et à Sam Tanson, qui ont soutenu la création d’institutions culturelles et les ont dotées des législations et du personnel ad hoc.

Qu’est-ce que l’identité luxembourgeoise, du point de vue d’un archéologue ?

Elle est celle d’un territoire d’entre-deux, d’un carrefour. L’historienne Nicole Metzler-Zens a écrit un excellent article à ce sujet. Nous ne sommes pas cent pour cent germains, nous ne sommes pas cent pour cent latins, mais nous n’avons pas à emprunter l’histoire de nos pays voisins pour écrire la nôtre. *Mir wëlle bleiwen wat mir sinn... mee mir musse wësse wat mir sinn.* Nous avons une véritable identité, une langue, une gastronomie, des bières, des vins ! Nous devons conserver cette originalité identitaire et même la mettre en avant.

Vous avez connu beaucoup de ministres de la Culture différents, combien ont eu une vraie sensibilité sur ces questions ?

J’en ai côtoyé une bonne dizaine, ainsi que des secrétaires d’État. Ils étaient souvent jeunes, peu expérimentés et avec d’autres ressorts dans leurs attributions. Peu ont porté la culture avec leurs tripes. J’ai surtout travaillé avec des premiers conseillers très actifs, comme Guy Dockendorf, Bob Krieps et Jo Kox. Ils

sont pour beaucoup dans le changement du paysage culturel du Luxembourg. Ils ont porté beaucoup de dossiers, notamment auprès des ministres des Finances et de la Fonction publique.

Vous citez Erna Hennicot-Schoepges, que reprenez-vous d’elle ?

C’est une pianiste virtuose qui baigne dans la culture depuis toujours. Elle était une ministre très engagée, prévoyante, qui faisait confiance. J’ai l’impression qu’on l’oublie alors que nous lui devons tant : de la Philharmonie au Mudam et du MNHA à l’Université. Grâce à elle, 1995, année de la capitale européenne de la Culture, a été un tournant.

Et Sam Tanson ?

Elle est très sensible aux différentes expressions du monde de la culture et des arts. Elle a immédiatement saisi que patrimoine culturel et patrimoine naturel partageaient les mêmes espaces et les mêmes problématiques. Il faut protéger autant ce qui est en sous-sol, que ce qui est hors sol. Avec le service juridique du ministère et les députés de la commission Culture présidée par Djuna Bernard, elle a porté la loi du 25 février 2022 relative au patrimoine culturel.

Vous êtes né et vous avez étudié en France. Comment était perçue l’archéologie au Luxembourg en 1990, au début de votre carrière au MNHA en tant que conservateur de la section Préhistoire ?

Je suis né en Provence d’une mère luxembourgeoise. J’ai fouillé ici dès 1985, notamment sur le Titelberg, où Robert Krieps, féru d’archéologie, alors ministre des Affaires culturelles, était venu nous rendre visite. C’est lui, puis Jacques Santer, qui avait prévu un poste d’archéologue-préhistorien pour le MNHA à travers la loi de 1988 sur la réorganisation des instituts culturels de l’État. Les premières pierres étaient en train d’être posées. Il n’y avait pas grand-chose, c’était la génération des pionniers

« J’aurais adoré ne faire que de la science »

avec les premiers archéologues Jean Krier et Jeannot Metzler, engagés par l’ancien directeur du Musée, Gérard Thill, qui fêtera ses cent ans en mars.

Il a fallu beaucoup de temps pour que l’archéologie soit réellement prise au sérieux...

Oui, j’ai été naïf. Je pensais qu’il suffirait d’aller voir les différents décideurs politiques, de leur exposer la situation de manière cartésienne, pour les convaincre de la nécessité de se doter des infrastructures minimales pour protéger le patrimoine archéologique. Chiffres et arguments à l’appui, avec différentes propositions de phasage, je croyais que cinq ans seraient suffisants. Mais on me répétait sans cesse : « si on en avait besoin, on l’aurait déjà fait ». J’ai retrouvé un petit texte que j’avais écrit et mis dans une enveloppe à ouvrir à ma retraite. J’avais noté : « J’espère que quand je partirai en retraite, si je vis jusque-là, nous aurons réussi à créer les structures et les moyens que j’aurais aimé trouver en début de carrière pour développer une archéologie professionnelle au Luxembourg et une prise de conscience patrimoniale collective ». 35 ans après, je suis heureux que ce soit acquis. Ce n’était pas gagné.

Que reste-t-il à découvrir au Grand-Duché ?

Globalement, le pays a été peu industrialisé, donc son sous-sol a gardé beaucoup de traces du passage de nos ancêtres. Les forêts, qui couvrent un tiers du pays, ont été peu détruites. Elles sont une bibliothèque fabuleuse pour le patrimoine culturel. Grâce au Lidar, nous avons augmenté de vingt pour cent le nombre de sites archéologiques connus en milieu sylvestre.

Avec la hausse de la démographie, ces sites sont-ils en danger ?

Il faut être vigilant. Grâce à la loi de 2022, nous supervisons l’ensemble des permis de construire et le suivi des aménagements du territoire. Mais nous devons répondre aux défis de notre temps. Il faut créer des logements et les infrastructures annexes, et aussi assurer la documentation scientifique du patrimoine menacé de destruction irréversible. C’est pourquoi nous avons développé l’archéologie préventive, pour défendre les intérêts des aménageurs et ceux de l’archéologie. Nous avons désormais les outils adaptés à notre société contemporaine.

Que représente cette loi pour vous ?

C’est un aboutissement. Ceux qui l’ont portée et votée peuvent être fiers. Mes tiroirs sont pleins des projets de loi qui se sont succédés sans aboutir depuis la fin des années 1990. Il y a des choses à améliorer, certaines sont en cours, mais la prise de conscience par la société du besoin de préserver le patrimoine est un grand pas en avant. J’en suis très fier, je n’y croyais plus du tout.

Est-ce que ce combat est définitivement gagné ?

Le mot « gagner » ne me plaît pas parce qu’il induit la présence d’un perdant. Une loi, c’est l’expression politique de la volonté d’une population. Ce n’est pas l’affaire de quelques-uns, mais celle de tous. Celle-ci, qui ne lèse personne, a même été votée à l’unanimité. À mon sens, il n’y a pas de risque de retour en arrière.

Comment voyez-vous le futur ?

L’INRA doit désormais se développer pour valoriser et restituer au public le patrimoine archéologique qu’il découvre. Selon l’UE, un euro investi dans le tourisme culturel en rapporte six. Le ministre actuel Éric Thill, natif de Schieren avec sa villa romaine, et mon successeur à la direction de l’INRA, David Weis, souhaitent aller dans ce sens. Une dizaine de sites archéologiques majeurs s’y prêteraient. Ce sera fait, par exemple, avec le pont médiéval de Hollenfels, que l’on vient de mettre au jour lors de travaux à l’auberge de jeunesse. C’est important, la culture est consubstantielle à notre être.

Dans votre discours, vous disiez que la politique devait être au service de l’archéologie et pas le contraire. Ce n’était pas innocent...

Non. Il y a un juste équilibre à trouver. Je comprends que la politique ait besoin de vitrine et il faut aussi que les scientifiques



L’interviewé exhibant une aiguille à chas en os, un outil utilisé durant l’époque glaciaire pour fabriquer des vêtements et des tentes

aient les moyens de faire progresser les connaissances... Le politique doit se positionner en passeur de culture. La dotation de l'État pour les cinq prochaines années va dans ce sens. L'intérêt collectif doit prévaloir.

Y a-t-il un risque selon vous ?

Je ne crois pas : Plus on en parle et moins il y a de risque. Les communes et leurs habitants y sont de plus en plus sensibles. Beaucoup d'associations regroupent des amateurs passionnés. Mais je pense qu'il y a des cycles et j'ai l'impression que l'on se trouve dans un entre deux. Un peu comme celui à mes débuts, il y a plus de trente ans. C'est le bon moment pour passer le relais.

La loi de 2022 va déjà être modifiée pour que les fouilles de sauvetage soient payées à cent pour cent par l'État, et plus à moitié entre l'État et les aménageurs. Ne craigniez-vous pas que ce soit trop pour les finances publiques ?

Cela devrait être bientôt voté pour relancer le secteur bâtiment. Les chiffres avancés dès 2006 sont toujours d'actualité : on oscille entre 1 800 et 2 500 constructions par an et près de deux pour cent de ces chantiers nécessitent des fouilles. Les moyens financiers accordés à l'INRA correspondent à ce volume de travail, soit une quarantaine de fouilles par an. Je n'ai pas d'inquiétude, nous ne sommes pas mal lotis par rapport à nos voisins. Il reste à mieux organiser et financer les recherches post-fouilles en laboratoire pour publier les résultats scientifiques et les diffuser. Maintenant, il est temps de former de nouvelles générations d'archéologues. L'université devrait proposer un cursus. Pour la première fois, je peux dire qu'archéologue est un métier d'avenir. La dizaine d'opérateurs archéologiques agréés au Luxembourg en cherchent.

Lors de votre départ, Hartwig Löhr, conservateur honoraire de la section préhistoire du musée de Trèves, a dit que vous aviez « sacrifié votre carrière scientifique » pour créer le cadre de l'archéologie luxembourgeoise. Êtes-vous d'accord ?

C'est bien observé, mais ce n'était pas un sacrifice. La liberté est dans le choix et le mien a été mûrement réfléchi. J'ai préféré mettre ma passion et mon énergie au service de la collectivité, plutôt que m'enfermer égoïstement dans une tour d'ivoire. J'ai pensé qu'il était plus raisonnable d'avoir une démarche à l'échelle du territoire, c'est-à-dire de contribuer à mettre en place cette fameuse archéologie préventive qui consiste à fouiller de manière anticipée ce qui va être détruit, sans attendre l'arrivée des bulldozers. Le reste peut attendre. Il faut laisser ces sites qui ne sont pas menacés aux générations futures, d'autant qu'elles auront d'autres moyens technologiques et pourront donc mieux les fouiller. Mais bien sûr, comme tout scientifique, j'aurais adoré ne faire que de la science.

Vous êtes spécialiste du passage de l'homme de Néanderthal à l'homme moderne...

C'est l'une des périodes les plus intéressantes ! J'aime travailler sur les transitions, les changements de cultures à partir des traces matérielles, en l'occurrence les systèmes de taille des industries en pierre. Autrefois, on parlait d'acculturation entre ces deux espèces. On avait élaboré un modèle dominant/dominé, quasi colonialiste à l'image de la société d'alors, dans lequel Cro-Magnon avait exterminé les derniers néandertaliens. Je crois plutôt à une forme de continuité, avec des influences des néandertaliens sur les hommes modernes. D'ailleurs, les Européens ont tous entre un et cinq pour cent de gènes néandertaliens. Je préfère parler de transculturation, un paradigme développé par un anthropologue cubain, Fernando Ortiz. Il avait théorisé ce concept en étudiant les populations afro-cubaines travaillant dans les exploitations de sucre et de tabac, ce qui a remis en cause les modèles colonialistes. Il y a des parallèles à faire entre ethnologie et archéologie, c'est stimulant.

Aujourd'hui, qu'est-ce qui est le plus intéressant : trouver un site très riche en objets ou une dent avec son ADN ?

Les deux sont complémentaires. Avec les objets, on peut définir des cultures matérielles et établir entre les sites des comparaisons fines qui permettent de révéler telle ou telle particularité. Grâce à la paléogénétique, en extrayant l'ADN d'un petit morceau d'os ou d'une dent, on accède à une multitude d'informations au niveau de l'individu et de ses origines. Lorsque j'ai commencé ma carrière, je ne pensais pas avoir la chance de vivre cette révolution scientifique.

Dont a profité l'homme de Loschbour.

Oui, avec lequel nous avons fait la Une de *Nature* en 2014. Les fouilles étaient anciennes (1935), mais son ADN était si bien conservé qu'il est devenu le référent mondial pour la fin du Mésolithique, il y a 8 000 ans. Dans les laboratoires de Mainz

« Travailler sur l'histoire des hommes impose d'accepter sa finitude »

et Tübingen, on nous a dit que l'ADN était tellement bien préservé qu'il fallait l'étudier dans des structures plus performantes. Il est donc arrivé chez le pape de la paléogénétique, David Reich, à Harvard, où son équipe dirigée par Josef Lazaridis a pu décoder plus de 90 pour cent de son génome. Il n'y a pas d'ADN mieux conservé au monde pour cette époque. L'homme de Loschbour marque la transition des derniers chasseurs-cueilleurs aux premiers agriculteurs-éleveurs. Il avait les yeux clairs, les cheveux bruns et la peau basanée, mais le plus important est la détermination de son haplotype (U5b), son arbre généalogique. Dans les populations actuelles, on retrouve ces caractéristiques chez les Basques et les Samis en Scandinavie. J'ai une anecdote : Comme les critères physiques me ressemblaient, je me suis demandé si mon propre ADN n'avait pas contaminé l'échantillon. Pour être sûr, je me suis également testé et le mien est bien différent, ouf !

Avez-vous l'impression que ce que gagne l'archéologie en précision scientifique, elle le perd en émotions ?

C'est une belle question... mais je ne crois pas. Regardez cette extraordinaire tombe campaniforme de la femme à l'enfant, trouvée en 2000 à Altwies avant la construction de l'autoroute de la Sarre. Nous l'avons fouillé il y a plus de vingt ans et, grâce à de nouvelles analyses ADN menées sous la direction du Luxembourgeois Maxime Brami et de Nicoletta Zedda, nous

venons d'avoir la preuve que la femme était la mère de l'enfant. Les progrès en science ne déshumanisent pas notre discipline, au contraire, ils permettent de gagner en détail.

Maintenant que vous êtes en retraite, vous allez refaire de la science ?

Oui, enfin de l'archéologie ! Mais j'ai aussi d'autres projets, autour de l'œuvre de mon grand-père, l'artiste Foni Tissen. J'ai notamment les archives d'un tour du monde de six mois qu'il a réalisé à l'âge de vingt ans, ou celles de son internement dans le camp d'Hinzert, pendant la Guerre, avec Lucien Wercollier et Jean Daligault. Il est temps d'en faire quelque chose, de passer cette mémoire.

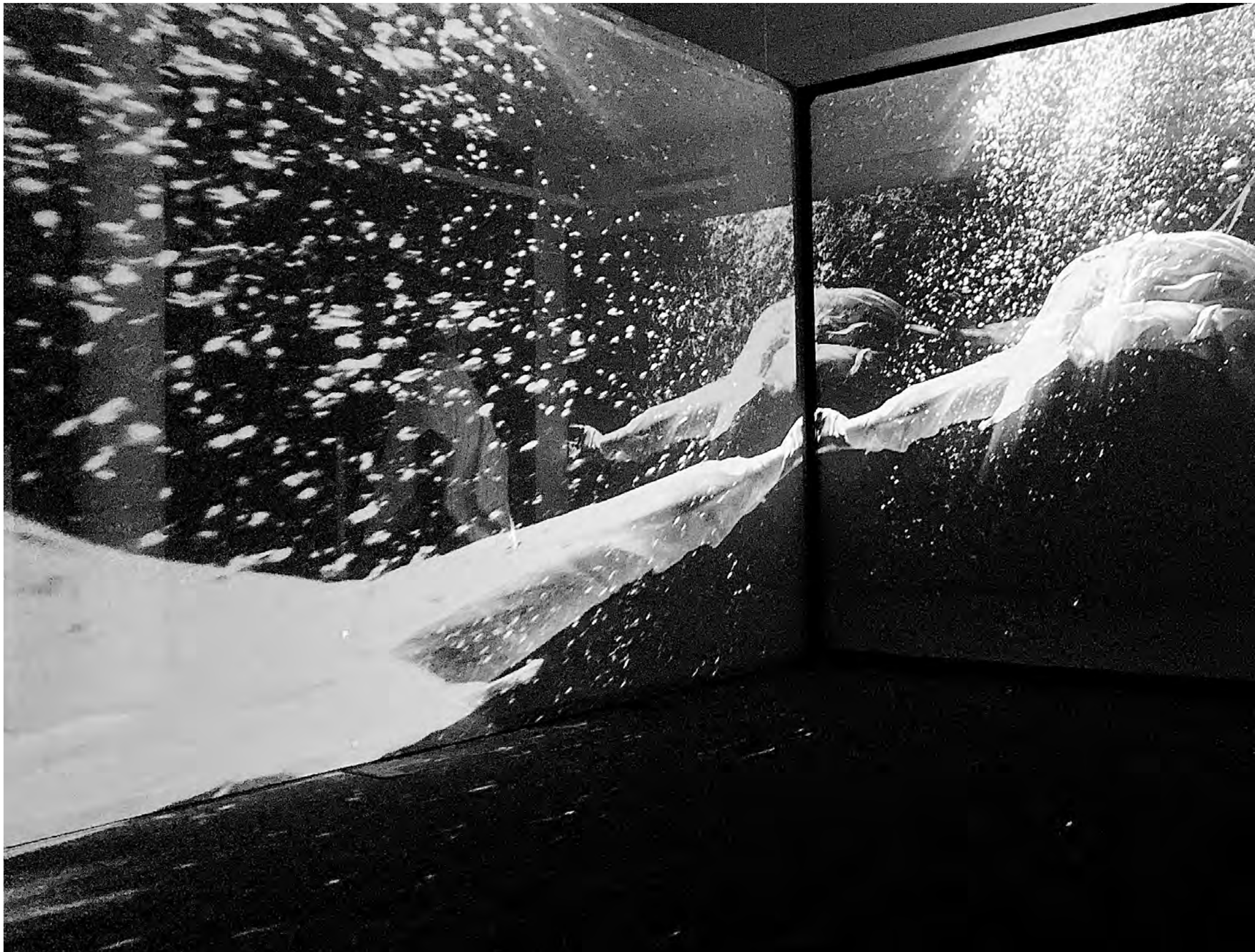
Regrettez-vous de ne pas avoir suivi la voie de votre mère et de votre grand-père ?

Lorsque j'étais jeune, tout le monde pensait que je ferais les Beaux-Arts. Mais le virus de l'archéologie m'est tombé dessus. J'ai ressenti que cette science était, avec l'ethnologie, la plus intéressante parce qu'elle permet d'aborder cette interrogation métaphysique : quel est notre place et rôle sur Terre ? Nous revenons au début de cette interview ! Travailler sur l'histoire des Hommes impose d'accepter sa finitude. Je vois l'individu comme un représentant, parmi d'autres, de l'humanité. Nous passons dans le temps, seul notre costume change selon les époques. Ce qui m'inquiète, c'est notre propension à aller vers l'autodestruction. Hormis lui-même, l'Homme n'a plus de prédateur. L'humanité tient son destin entre ses mains. Dès lors, n'avons-nous pas la responsabilité d'assurer la transmission de nos patrimoines pour les futures générations ? Permettez-moi d'évoquer mes collègues de l'INRA, car sans eux, je n'aurais rien pu faire. Elles et ils ont eu la gentillesse de m'offrir pour ma retraite un bâton traditionnel de marche basque : Le fameux Makhila en néflier. Il est de coutume d'y inscrire une devise en basque, ce sera : « UTZI IRAGANAK ETORKIZUNARI ZER-BITZATZEN », « laisse le passé servir le futur ». ●

Foni Le Brun-Ricalens tenant un biface en verre



Sven Becker



Immersion

IIII Loïc Millot

En liminaire de la prochaine édition du Luxembourg Film Festival et dans le cadre de son Pavillon immersif, le Cercle Cité accueille jusqu'au 6 avril l'exposition *Entre réflexions et immersion*. La manifestation luxembourgeoise confronte deux œuvres qui explorent les puissances réflexives des nouvelles technologies et invitent à penser à nouveaux frais le statut du spectateur et son rapport à l'espace de « projection ». D'un côté, *Ceci est mon cœur*, une expérience immersive que l'on doit aux frères Blies et, de l'autre, *Oto's Planet* de Gwenaël François, court-métrage entièrement produit en réalité virtuelle stéréoscopique, qui est dévoilé pour la première fois au public depuis le Prix spécial obtenu à la Mostra de Venise.

Dans le dispositif de *Ceci est mon cœur*, le public pénètre, enveloppé d'une élégante veste de soie blanche, dans une épaisse obscurité où sont disposés plusieurs écrans, comme si chacun d'eux reflétait une facette du jeune personnage dont une voix s'apprête à rapporter l'expérience de vie. Le spectateur a toute liberté de s'asseoir sur les coussins mis à sa disposition ou de déambuler d'un écran à l'autre tout au long de l'expérience. Un rapport au corps et à la salle qui est pour le spectateur plus souple et mobile qu'au cinéma, celui-ci ne perdant pas sa liberté de se mouvoir, contrairement à la salle de cinéma où le visionnement est rapporté à un emplacement donné (le

Le duo Blies s'est saisi des archives familiales

fauteuil). Aux côtés de cette multitude d'écrans reposent quelques miroirs déformants, qui viennent d'emblée confirmer le caractère réflexif de cette installation immersive, sorte de palais des glaces de l'obscurité. Mais il s'agit d'un reflet déformé, altéré, déplacé, à l'instar du récit qui vient sublimer les expériences communes des frères Blies. Le récit débute par des battements de cœur, tonnant de plus en plus fort, comme si nous assistions à la naissance d'un enfant, de l'enfant dont on suit l'évolution dans *Ceci est mon cœur*, « venu au monde avec un simple éclat de voix », précise une voix déclamant le texte à la façon d'un slam. Au temps insouciant de la jeunesse, de l'amitié et des rires succède celle, anxieuse et confuse, de la

pré-adolescence, symbolisée par l'entrée dans la forêt et dont la négation du corps serait le symptôme : « Incapable d'aimer avec ce corps malpropre et je te haïssais pour ça », y entend-on, en guise d'exutoire. Jusqu'au moment final de résilience (« Même les fissures laissent passer les rayons de lumière »), marqué visuellement par l'avènement d'images réelles en couleur des deux frères et de leurs progénitures. Moments de bonheur, littéralement d'apaisement.

Conte initiatique abordant la difficile relation d'un enfant avec son propre corps, *Ceci est mon cœur* est le résultat de quatre années de travail, tout juste finalisé il y a quelques mois. Au principe du processus de création, il y a le récit, tel que celui-ci fut écrit et imaginé par Stéphane Hueber-Blies à partir de faits traumatiques, dans le prolongement de leur précédent film, *Zero Impunity* (2019), qui traitait de crimes impunis en temps de guerre. Sauf qu'il s'agit dans *Ceci est mon cœur* de souvenirs, de réminiscences à la fois personnelles et concernant son propre frère que Stéphane a souhaité entrelacer, en prenant soin de ne jamais définir précisément ces maux afin de donner à leur histoire une portée générale. Le conte ainsi créé est travaillé de telle sorte qu'il doit marquer la conscience du spectateur, notamment par le recours à un style poétique : « J'ai écrit en essayant d'en faire une sorte de conte universel, en y insérant des figures de style, de type répétition et allitération, qui permettent au public de mémoriser certains passages et de conférer un certain rythme au texte, dans un registre proche du spoken words », détaille Stéphane Hueber-Blies. Vient ensuite l'apport de Nicolas Blies, qui s'est à son tour appuyé sur les scansions rythmiques présentes

au sein du texte pour le mettre en sons et en musique, suivi enfin de la traduction du récit en images à l'aide d'un logiciel. Pour cette dernière partie visuelle, le duo s'est saisi en l'occurrence des archives familiales (photos), une matière brute qu'il a fallu synchroniser sur les précédentes rythmiques textuelles et sonores. Ce corpus autobiographique a fait l'objet d'une stylisation prononcée, avec un parti pris graphique fort, marqué principalement par le recours au noir et blanc. De même que le texte s'élève à un certain degré d'universalité, les images ont été travaillées en vue de produire une forme d'abstraction, puisque n'ont été conservés des figures humaines que des lignes, contours, formes corporelles vibrantes. Cela, toujours dans le but d'accroître la participation du spectateur à ce qu'il perçoit. À cette chorégraphie textuelle et visuelle s'est ajoutée la fabrication de vestes dont le spectateur doit se vêtir pour intégrer cette expérience immersive. Il s'agit de manteaux prototypes fabriqués au Luxembourg, qui interagissent avec certains passages du texte, comme lorsque la couleur rouge apparaît quand sont évoqués les traumatismes de l'enfant. Ainsi que l'explique Nicolas Blies : « Il y a dans cette installation une volonté d'Art in Space, de travailler sur l'espace, le volume, la transparence et le regard porté sur l'autre. L'idée du vêtement, c'est de cacher nos corps, de se sentir protégés, mais aussi de porter un regard positif sur l'autre et sur soi : si je vous trouve beau, je le suis aussi finalement ».

La seconde œuvre est plus simple dans son dispositif, le corps du spectateur y étant maintenu dans une immobilité proche de celle que l'on rencontre dans la salle de cinéma. Ici, toutefois, la gestuelle revêt une certaine importance, puisqu'un



Ceci est
mon cœur
au Cercle Cité

pincement de doigts est requis pour saisir ou activer certains objets en guise de participation à l'histoire. Il faut au public se munir d'un masque VR et d'un casque audio pour entrer dans le monde coloré d'Oto's Planet, où vivent sur une planète imaginaire Oto et son animal de compagnie. Une vie en toute suffisance, faite de cueillette, d'amour et d'eau fraîche, au plus près des étoiles, comme le rêvaient les beatniks. Jusqu'au jour où atterrit avec son engin moderne Exo, individu froid et cruel qui vient bousculer de façon autoritaire la routine de notre héros. Cet intrus venu du futur repousse aussitôt Oto, puis trace à la craie une frontière sur le globe, avant d'ériger entre eux un mur où celui-ci s'est accaparé le seul arbre fruitier du lieu... Difficile de ne pas voir dans ce découpage arbitraire de l'espace une tendance humaine à la discrimination, à la colonisation, à l'emploi de la force pour s'octroyer les biens de la nature ; la réalité nous fournit de multiples cas similaires, du mur de Berlin à celui érigé au Mexique en passant par la Palestine. Le seul « avantage » de cette construction malheureuse qui scinde le monde en deux est de faire ressortir les différences par contrastes, entre d'un côté un mode de vie proche de la nature et fondé sur l'entraide et, de l'autre, un mode de vie technologique étranger à l'idée de partage et de vivre ensemble... C'est donc une fable pour le moins contemporaine qu'a conçue le réalisateur Gwenaël François, qui a le mérite de sensibiliser avec humour le public aux défis écologiques à surmonter en vue de vivre dans un monde équitable et pacifié. ●

Exposition *Réflexions et immersion* au Cercle Cité, rue du Curé, jusqu'au 6 avril. Entrée libre

Frühstück

IIII Nico Graf

En Exkurs an de Walkampf

Hien, sot de Noper, wollt dat maachen wat hien ze soen jidder Muere mécht: eriwwer bei de Bäcker goen a seng Bréidercher kafen. Bon, mee virdrun hat hien zur Fënster er-ausgekuckt. An dat, well seng Fra hien am Bett mam Ielebou an d'Säit getéckt hat a sot, hie sollt emol kucke, wat doiwwer lass wier. Virun der Bäckerei stoungen zwou – wéi soten se fréier zu Berlin – *Wannen*, also där grousser Policeween, mat deenen se vill Leit transportéiere kënnen.

Zwou *Wannen* stoungen also do, a seng Fra sot, do wieren och ganz komesch Geräischer gewiescht, wéi wann eppes futti gaang wier, décke Kaméidi quoi, wat do wuel lass war, Police a gebrache Saachen, et wéisst ee jo ni dëser Deeg. Mä op den zwou *Wannen* stoung net Polizei, do stoung „Zentrale Ausländerbehörde“. Guer net gutt, duecht de Noper, a war gespaant, ob hien do iwwer beim Bäcker eppes méi Geneeës géif gewuer ginn.

Katzenwäsche, hien hätt sech ugedoen, den Hond gefiddert a wier also wéi ëmmer eriwwer bei de Bäcker gaang. An hätt emol zeéisch gemierkt, datt déi zwou *Wannen* entretemps fort waren. An hien hätt sech du genéiert, fir mat der jonker Vendeuse hannert der Théik doriwwer ze schwätzen, hätt sech net getraut ze froen, wat dann hei lass war, gouf et e Polizeieinsatz an der Noperschaft, si hätte koppege Kaméidi héieren, an dann esou vill – nu jee – *Ausländerbe-hördenpersonal*. Hien huet also net gefrot, wat geschitt war, hat sech awer schonn iwwerluecht, dat weider ze erzielen, wat hien héieren a gesinn hat. Well bei der „Tagesschau“ vun der ARD, do huet hien e Kolleeg, en Techniker, an deem kéint een dat jo emol erzielen, an dee kéint dat dann un e Redakter weiderginn, dee kéint da recherchieren, an da géif hien, de Noper, spéitstens owes an der „Tagesschau“ gewuer gi, wat a sengem Quartier lass war, Mueres fréi.

Kuckt, wat de Klassenfeind schreift, wat d'Bild dann erëm titelt an hetzt

Wat hien dann haut wéilt, huet d'Vendeuse gefrot. „Drei Mühlenknacker“, sot hien wéi hien dat bal jidder Mueren seet, déi Knacker schmaachen him esou gutt, mä d'Vendeuse sot, Mühlenknacker hätten se haut keng méi, déi Flicke vun éinescht, déi vun der Behörde, déi hätten eng Dosen där Bréidercher kaaft.

Hä, sot de Noper, déi wieren an der Bäckerei gewiescht, dowéinst déi *Wannen* virun der Dier vun der Bäckerei? Jo, sot d'Vendeuse, déi hätte *Frühstücksachen* bei hier kaaft a wieren du weidergefuer. Déi wiere wuel grad vum Flughafé komm, vum Helmut-Schmidt-Airport, dee jo direkt hei ëm den Eck ass. A sou, sot de Noper, an hie wier sech sech e bëssen domm virkomm mat sengem Virwëtz a senge Spekulationen, dat wieren dann elo wuel där Zäiten, knapps steet „Ausländer“ op enger *Wanne*, schonn denkt een, et wier eppes geschitt,

Messerpickereien, eng Attack mam Auto, Doudeger, nach méi medial a politesch Opreegung an Hetz.

Schéin, datt näischt lass war, sot hien zur Vendeuse, „Zentrale Ausländerbehörde“, do hätt hien sech Gedanke gemaach – an déi hätte just nëmmen him seng Knacker ewech-kaaft, dajee alt. Jo, sot d'Vendeuse, mä seng Iwwerleung wier guer net esou blöd, well déi mat deene *Wannen*, also deenen hiren Job wier et jo och, Ausländer, déi aus Däitschland ausgeflunn géife ginn, op den Airport ze bréngen an se an de Flieger ze setzen. Hm, duecht de Noper, also vläit eng Zwangsausweisung, mä kee Krawall, nix Kriminelles, a sot „Danke und schönen Tag noch“, a wéi en zur Dier geet, fält säi Bléck op d'*Bild*, déi se an der Bäckerei och verkaufen. Dat mécht hien all Deeg, kuckt – seet hien – , wat de Klassenfeind schreift, wat d'*Bild* dann erëm titelt an hetzt, an och dee Muere war dat de Fall: grouss Buschtawen, Titel: „Ausländer begeht 30 Straftaten in 20 Tagen“, zu Lüneburg, wann hien sech richteg erënnere géif. An du wier hien eriwwer heem gaang mat sengen Ersatzbréidercher. An hätt dru geduecht, datt et vu sengem Haus aus bis op den Airport nëmmen e kuerze Foussmarsch ass, genee ee Kilometer, an op där Streck kéim ee jo laanscht déi Baracken, déi do nach stinn, wou während der Nazi-Zäit Zwangsarbeiter dran agespaart waren.

Vu menge knackege Bréidercher bis bei d'AfD an de „Vogelschiss in der Geschichte“ an der CDU hire Merz geet et nawell séier dëser Deeg, sot de Noper. Dat wier e Samschen de Muere gewiescht. Nomëttes wier hien dun demonstréiere gaang, mat 60 000 aneren. A jo, de Kaméidi vu Mueres – do hätt en aneren Noper Sperrmüll gehat, dee wier ganz fréi ofgehol ginn, mat Karacho op de Camion gepucht ginn. Kee Fall fir d'„Zentrale Ausländerbehörde“. ●

D'GEDICHT VUN DER WOCH

No der Krichsparty

IIII Jacques Drescher



De Yankee schnaapt sech Grönland;
Da kréich de Russ vläicht Kyiv –
Dat fäert den Europäer;
Bei deem geet alles schif.

Zu Münche war eng Party
Fir d'Häre vun der Welt.
Do gouf net fair gehandelt
Mat Waffen a fir Geld.

Et gouf souguer gestridden;
De Premier war ganz paff.
En huet vun Angscht gesongen:
„Eis Wäerter sinn eis Waff!“

Wat war de Biden héiflech;
Den Trump huet zwar e Knall,
Mee 't war a bleift Europa
Dem Yankee säi Vasall.



Lynn Thiesen

The Game - Grand Finale
de Jill Crovisier

Instants d'instinct

IIII Godefroy Gordet

N'y allons pas par quatre chemins, *The Game – Grand Finale* est sûrement la pièce la plus réussie qu'on ait vu cette saison. Jill Crovisier, 37 ans, signe là une masterclass chorégraphique. Elle aura passé trois années pour aboutir à ce spectacle qui pour ses premières au Théâtre de la Ville du Luxembourg affichait *sold out* comme une reconnaissance suprême et franchement méritée. D'autres dates arrivent, ici et hors du pays, comme un autre symbole de réussite. Depuis plusieurs années maintenant, son travail ne fait que monter en puissance. Pour Jill Crovisier, l'ascension part de « *The Hidden Garden* », créé en 2016 et repris au Fringe Festival d'Édimbourg l'été dernier. Là, il y a près de dix ans, elle mettait à la scène, un rêve fiévreux, une expérience brute, shoot d'émotions pures. Au centre d'un tapis d'herbe verte, elle livrait son jardin secret, confidence spectaculaire, dissimulant une tempête intérieure. Sa signature était faite.

Il y a quelques années, dans un précédent papier sur son travail (*d'Land*, 25 06 2021), on avait parlé d'une certaine « virtuosité en stand-by », sans être déçu mais plutôt, sur notre faim. Par la suite, la chorégraphe luxembourgeoise a signé des spectacles très convaincants, un peu hors de son propre cadre, tels que son jeune public « *Sahasa* » (2021) ou « *Onnanoko – Traces of Young Women* », créé pour les jeunes danseurs de la Junior Company CND Luxembourg. Et, enfin, elle s'est attelée à ce grand final, ouvrage chorégraphique qui lui fallait fragmenter pour le libérer. Nous nous sommes languis de ses visions géniales pour qu'enfin... 2025, Luxembourg-ville. Un théâtre imposant, à l'orée de quartiers que tout oppose. Une scène brute, d'où dépasse les lumières au plafond, d'où se dévoile les machineries, cintres et autres éléments techniques, d'où le plateau, affublé d'un tapis de danse d'un blanc immaculé, capte l'œil comme s'il était un autel divin. Un public affamé s'installe dans une salle qui transpire le vivant.

C'est un manifeste par lequel la chorégraphe assume codes et références pour jouer sur nos attentes

Jill Crovisier ouvre ses jeux chorégraphiques, non en allumant une flamme, mais en brûlant le tapis de danse d'un claquement de fouet. La partie commence et rapidement sur scène, huit interprètes s'invitent pour entrer dans un immense jeu de rôle. Au plateau, baignent réalité et fiction dans une altérité étrangement naturelle. Jetés là, les corps s'écrasent les uns contre les autres avec une magnifique allégresse. Tout est là, le jeu, source d'illusion, d'urgence, d'excitation... Tout ce qui peut nous faire brûler de l'intérieur que l'on soit maître, maîtresse ou simple survivant, un dernier sous en poche à glisser dans une fente aux rythmes des musiques kétaminées des machines à sous. Jill Crovisier potasse sa copie depuis longtemps et donc, forcément, l'objet scénique est profond et engage une dissection franche de la nature du jeu à travers les cultures et ceux qui y prennent part.

Sur scène, quatre danseurs et quatre danseuses échappent au tangible pour incarner des êtres en jeu perpétuel. Ils et elles ne dansent pas, ils et elles jouent. Nous ne sommes pas spectateurs et spectatrices mais supporteurs et supportrices. L'engagement chorégraphique prend une telle ampleur qu'il nous fait nous exciter avec eux et elles. *The Game – Grand Finale* est un divertissement qui dissèque notre humanité avec la précision du chirurgien en prenant l'exploration des ambiguïtés du jeu. Celui-ci amusant et compétitif, libertaire et contraignant, source d'espoir et fataliste.

Et pour modeler son propos, au-delà de séquences complexes de mouvements, Jill Crovisier use d'une nécessaire intensité dramatique : chaque portion est réfléchie tel un instant à part où se loge triomphe et débâcle. Une alternance entre tension et relâchement qui nous fait vivre la pièce comme une finale de super bowl et comme pour l'événement sportif américain, la musique au cœur est d'une importance capitale.

En effet, la bande son de ce spectacle est une folie. Signée de Camille Kerger, Pol Belardi, Damiano Picci, Irving Berlin, Jake Angel, Michael Hunter, Carlos Gardel et enfin, la chorégraphe elle-même, la musique originale de *The Game – Grand Finale* permet une évidente amplification de cette atmosphère immersive. Se loge au creux des nappes frénétiques, tessitures organiques et autres sonorités électroniques qui donnent des clés supplémentaires à notre appropriation personnelle de l'œuvre.

La musique, en bref, nous fait entrer dans la pièce car, bien qu'elle soit produite exclusivement (pour la plupart des morceaux), on la connaît. De fait, on bat la mesure en matant les danseurs et danseuses jouer. Cette symphonie hybride, ne connaît pas de frontières. Elle jongle avec les genres. De l'électro-country, au thème récurrent de Grand Theft Auto (monument sacré du jeu vidéo), en passant par un tango, ou encore les vibrations entêtantes de beat venus des États-Unis, Jill Crovisier fait le choix d'une polyphonie et en chef d'orchestre jusqu'au-boutiste, elle revendique ce melting-pot sonique et y signe d'ailleurs près d'un EP à part entière. Avis aux labels. Un détail de production, non, l'essence même de sa création part avant tout d'elle, elle-même joueuse passionnée.

Là, dans *The Game – Grand Finale*, chaque grain de poussière a sa place, ainsi, les semelles de pompes à la mode foulent le bitume et une étrange friction s'opère. Entre vêtement de la

hype contemporaine et folklore à l'ancienne, entre l'urbain et la tradition, entre l'idée même du personnage et son incarnation en costume et chaussure, Jill Crovisier ne laisse rien au hasard. La chorégraphe luxembourgeoise a construit sa pièce au détail près. Et ainsi, tout devient symbole, des gestes, dévolus à une partition millimétrée, aux paires de chaussures qui révèlent des frères, fictif à la scène, réel dans son cahier de bord. Ensemble, chaussés à l'identique, ils marchent, dansent, dans les traces de l'autre. Tels les héros antiques, ils partagent une armure sacrée.

Choisir ces chaussures, ciglées du bien connu branding « Salomon », relève du fondamental. En bougeant avec celles-ci, les danseurs concernés prétendent à ce zeitgeist branché, en opposition, ou disons plutôt complémentarité à d'autres danseurs, ancrés dans un folklore plus ancien. Rien n'est approximatif, le message s'inscrit jusque dans les tissus choisis et leur design, évidemment. Et l'héritage, qu'il soit référence ou lieu commun, permet à chaque costume une narration immense. Là, les deux danseurs habillent leur fraternité, ailleurs, l'accessoire d'un chapeau permet un autre rituel de jeu, tout devient relique de sens, c'est virtuose.

The Game – Grand Finale n'est pas seulement une performance chorégraphique, c'est un manifeste par lequel la chorégraphe assume codes et références pour jouer sur nos attentes. Parce qu'ici, dans le fond, chaque décision imprégnée au plateau, pèse dans cette expérience spectaculaire. Jill Crovisier donne à voir un spectacle exigeant, percutant et profondément humain qui ouvre à une analyse philosophique du jeu, au sens premier : celui qui nous fait dérailler autant qu'il nous enjaille. Le résultat est un cocktail entres instants d'instincts chorégraphiques et une plongée abyssale dans une réflexion pour le moins universelle à l'attention des animaux que nous sommes. : passionnés par la baballe et tributaires de nos pulsions primales. ●

Pris dans un tourbillon de violences

IIII Josée Zeimes

Vandalium, récompensé du prix Edmond Dune 2022, montre l’histoire d’un jeune délinquant qui tente à plusieurs reprises, mais sans y parvenir, de fuir son milieu déstabilisant. Son vécu alterne avec ses fantasmes, parfois d’une extrême violence. L’auteur Tullio Forgiarini, qui écrit des romans, des pièces de théâtre, des livres pour enfants en plusieurs langues, s’est déjà intéressé dans son roman *Amok* (2011) au sujet de la violence de certains jeunes au Luxembourg. Des années plus tard, il revient au sujet de ceux qui vivent au bord de la société luxembourgeoise, en montrant avec une écriture précise, incisive, leur chemin aride qui dérape au fil des expériences.

Dans *Vandalium* Jason, un enfant doué, avec de bons résultats scolaires, cherche à plusieurs reprises à fuir son milieu familial traumatisant : un père alcoolique et violent qui bat sa femme (elle a quitté entretemps sa famille) et abuse de sa fille, placée dans un foyer. Pour que le jeune Jason se sente moins seul, l’auteur a recours à des procédés surnaturels, en imaginant à ses côtés une présence, une mystérieuse fée bleue, une confidente, une amie qui partage avec lui plusieurs épisodes ; à la réalité Jason mêle des fantasmes, souvent très violents. Pourtant, la fée sait aussi le confronter avec fermeté à ses actes de violence. Finalement, face à l’absence de perspective, il réussit à prendre le large avec sa sœur. Maintenant, à ses yeux, il est quelqu’un, on parle de lui. Rapidement il mène une vie de drogué, de fugueur jusqu’à l’épuisement et l’irréversible.

La course éperdue est esquissée grâce au jeu très convaincant des comédiens Anne Brionne et Sullivan Da Silva et à la mise en scène déterminée de Daliah Kentges, qui joue avec les frontières entre réalité et fantasmes. « La mise en scène aspire à refléter la brutalité, l’ambivalence et le radicalisme du texte. Elle se veut imprévisible, jouant avec les frontières entre réalités et fantaisie pour explorer les peurs, les désirs, la colère et le désespoir des personnages. » Le spectateur hésite parfois entre ce qui s’est passé réellement et ce qui relève de l’irréel. Le beau jeu de lumières, très varié, signé Antoine Colla, sert de repère et la création musicale de Luka Tonnar fait davantage résonner le jeu scénique. Ainsi on sent mieux le désarroi voire le désespoir des personnages.

Frappante est la comparaison entre la première et la dernière scène du spectacle : au début, les paroles apaisantes de la fée bleue à Jason qui vient de pointer son nez d’un lit douillet sur fond de berceuse et la dernière qui le montre, à 17 ans, seul, dans l’environnement froid d’une pièce dénudée, plongée dans une lumière crue, face à une réalité accablante qu’il n’arrive pas à réaliser et qu’il nie donc.

Scène de *Vandalium* au Centaure



La course éperdue est esquissée grâce au jeu très convaincant des comédiens et à la mise en scène déterminée

Le public suit avec intérêt le vécu de Jason – Sullivan Da Silva montre ses peurs et sa colère à travers sa mimique et son corps de façon subtile – et de la Fée bleue – Anne Brionne sait adapter son jeu à ses divers rôles et reste à côté de Jason, partage ses émotions et s’associe à ses fantasmes ; même lors de la dernière scène, elle lui recolle son pansement sur le nez.

Quant à la scénographie d’Anouk Schiltz – qui signe aussi les costumes – elle souligne surtout le cadre froid et impersonnel par le carrelage blanc qui recouvre les murs, qui pourtant prend parfois un accent irréel sous l’effet des lumières. Même la première scène risque, avec malice, de dérouter le public par l’allusion au bariolé d’une chambre d’enfants avec le lit/sac de couchage coloré où pointe le nez pointu d’un masque d’enfant et où surgit la Fée bleue dans sa jupette de tulle bleu, chantant une berceuse pour endormir Jason enfant qui pourtant met abruptement fin à cet épisode rassurant.

Vandalium, au début laisse percer un brin d’espoir mais sombre rapidement dans un univers traumatisant, porté par une équipe engagée et un très bon duo de comédiens. ●

À voir au Théâtre du Centaure les 4, 5, 7, 25 (suivi d’un bord de scène avec l’équipe artistique) et 26 mars 2025 à 20.00 ainsi que les 6 (suivi d’une table ronde thématique) et 9 mars 2025 à 18.30. Réserv. www.luxembourg-ticket.lu. Le spectacle part en tournée au Kulturhaus Niederranven le 28 mars et au Mierscher Theater le 15 mai 2025.



T A B L O

KUNST

Wechsel

Jean-Paul Olinger, Direktor der Administration des contributions directes, tritt die Nachfolge von Patrick Majerus als Präsident des Verwaltungsrats des Mudam an. Die Konflikte im Haus und insbesondere zwischen der Direktion und dem Verwaltungsrat schwelen schon länger und bewegen Patrick Majerus dazu, den Posten aufzugeben. (*d’Land*, 23.01.2025) Während

Patrick Majerus ein leidenschaftlicher Sammler zeitgenössischer Kunst mit mehr als 200 Kunstwerken ist, die er unter anderem an Museen wie die Berlinische Galerie und das Centre Pompidou ausleiht, ist Olingers Profil das eines Wirtschaftsexperten (Wirtschaftswissenschaften am HEC in Lausanne, Master in Wirtschafts- und Steuerrecht, KPMG, UEL). Er saß in unterschiedlichen Verwaltungsräten, unter anderem des CNS, der Nationalen Rentenversicherungskasse und der Philharmonie. Mit dieser Erfahrung in zahlreichen Institutionen erklärt das Kulturministerium unter dem liberalen Minister Eric Thill die Nominierung, die in jedem Fall die kleine Tür zum Elfenbeinturm der zeitgenössischen Kunst geöffnet hat. In erster Linie sollen die Zuständigkeiten

innerhalb des Museums geklärt werden, für die bereits letztes Jahr ein Beratungskomitee eingesetzt worden war. ^{SP}

Rückbesinnung

„Death & Miracles ist eine Einladung, die Fäden der Zeit, der Erinnerung und des Prozesses nachzuzeichnen und das Verlorene mit dem neu Geschaffenen zu konfrontieren“, heißt es auf der Webseite der Escher Galerie Go art, früherer Schlassgoart, über die neue Solo-Ausstellung des luxemburgischen Künstlers Julien Hübsch. Die Ausstellung wird im Rahmen des Prix Grand-Duc Adolphe organisiert, den Hübsch 2023 gewonnen hat und vom 21. Februar bis zum 22. März besucht werden kann. Sie setzt sich aus Werken zwei unterschiedlicher Serien

zusammen: eine Auswahl von Bildern der Serie *A looted golden calf* und einige Werke der Serie *Tintoretto, it’s for you*, die sich an Tintoretts Gemälde „Das Wunder des Heiligen Markus“ anlehnt. „Hübsch konfrontiert sich selbst mit seiner Vergangenheit und mit dem Thema des Verlustes. Dabei verarbeitet und überarbeitet er seine eigenen Werke zu etwas Neuem und beschäftigt sich mit der Idee des Todes, der Wiedergeburt, der Ewigkeit“, erzählt die Galeristin Nathalie Becker über die erste Serie. „Das Gemälde Tintoretts fasziniert Hübsch, er ist davon besessen. Durch seine Aquarellbilder reinterpretiert und dekonstruiert er es.“ Was die Ausstellung besonders mache, sei die Rückbesinnung auf die Malerei, erklärt sie dem *Land*. ^{CM}

MUSIK

Elektrisch

Das Ultraschall collective wurde 2018 von den Luxemburgern Louis Loschetter und Chris Rossi als Kollektiv für elektronische Musik gegründet. Ihre Mission besteht darin, begabte und lokale Künstler zu fördern. Gleichzeitig wollen sie internationale Musiktalente nach Luxemburg locken. Genau das ist ihnen mit dem Line-up ihrer bisher größten Clubshow gelungen, die am Samstag, dem 22. Februar, im Atelier stattfindet. Der deutsche Headliner Bunt ist für seine energetischen Auftritte und lebhaftes Elektronik-Musik bekannt und wird zum ersten Mal in Luxemburg auflegen. Unterstützt wird er von den luxemburgischen DJs und Produzenten Nosi und Nico Beiler, die als Vorgruppe auftreten. ^{CM}

FILM

I thank the Academy

Vicky Krieps, die derzeit ihren neuen Film *Hot Milk* (nach Deborah Levys Buch) auf der Berlinale präsentiert, wurde zu Beginn der Woche gemeinsam mit dem Regisseur und Drehbuchautor Florian Gallenberger (*Colonia Dignidad, Es ist nur eine Phase, Hase*) zur Ko-Präsidentin der Deutschen Filmakademie ernannt. Sie löst die Schauspielerin Alexandra Maria Lara ab, die drei Jahre lang das Präsidium gemeinsam mit Gallenberger innehatte. Die Deutsche Filmakademie, 2003 gegründet und damit eine noch recht junge Institution, verleiht jährlich den Deutschen Filmpreis. ^{SP}

Düstere Gewaltballaden: Die Filme von Justin Kurzel

IIII Marc Trappendreher

Grafische, körperliche Gewaltdarstellungen begleiten den Film seit seinen Anfängen. Kriminalistische Handlungen, Kampf, Waffen, Blut und Tod sind feste Bestandteile mehrerer Filmgenres. Besonders das Actionkino hat Gewalt zu einem integralen narrativen Baustein werden lassen, deren spektakuläre Schauwerte nahezu ostentativ ins Bild gesetzt werden sollen. Die damit einhergehende „Unwirklichkeit“ der Gewalt ist symptomatisch für die soziale Abkoppelung vieler zeitgenössischer Filme in denen Gewalt ein zu inszenierendes Bild, ein zu inszenierender Spezialeffekt ist, aber keinen sozialen Effekt hat, der dabei doch mitgedacht werden könnte. Wenn Figuren in modernen Krimi- und Actionfilmen einen spektakulär blutigen Tod sterben, sind sie oftmals nur Filmfiguren, klarerweise ohne Entsprechung im wirklichen Leben. In der Kultur der Ultragewalt, die das Medium heute durchdringt, agieren die Filmemacher in einer Art postmodernen Blase, in der Gewalt als Bild und nicht als sozialer Prozess begriffen wird. Darüber hinaus verstärkt die schiere Allgegenwärtigkeit der Mediengewalt dieses Gefühl der Unwirklichkeit weiter – sie ist Objekt der Konsumgesellschaft geworden, ein vertrauter Teil der medialen Landschaft. Freilich, die Liste der Filmkünstler, die vor diesem Hintergrund einen distanziert-reflexiven Zugang zur filmischen Gewaltdarstellung fanden, ist lang: Michael Cimino, Sam Peckinpah, Martin Scorsese kommen in den Sinn.

Eine der eindringlichsten Stimmen des gegenwärtigen Kinos ist in dieser Hinsicht der australische Regisseur Justin Kurzel, der auch als Drehbuchautor und Produzent an seinen Arbeiten wirkt. Internationale Aufmerksamkeit erlangte er gleich mit seinem Debütfilm *Snowtown* (2011), der auf den wahren Ereignissen der Snowtown-Morde in den Neunzigerjahren basiert ist – eine der erschütterndsten Mordserien in der australischen Kriminalgeschichte. Im Zentrum steht John Bunting (Daniel Hensall), Kopf einer Gruppe, die mehrere

*In der Kultur der
Ultragewalt agieren
die Filmemacher in
einer postmodernen
Blase*

Menschen entführten, folterten und ermordeten, weil sie sie als „Pädophile“ oder „Kriminelle“ betrachteten. Die Opfer wurden in Fässern verpackt und in einer verlassenen Bankfiliale abgeladen. Kurzel kreist in diesem harschen und desolaten Milieu, das seinen Figuren kaum Perspektiven in Aussicht stellt – nicht die kriminalistische Handlung und die Morde per se interessieren Kurzel, sondern die Fokussierung auf die Hauptfigur: Sein Film ist der Entwurf eines Psychogramms, das in Ansätzen Erklärungsangebote stiften soll, die die grausamen Mordtaten perspektivieren. Der authentische Schauplatz selbst war ihm dabei eine wichtige Bezugs- und Inspirationsquelle – ähnlich wie bei Martin Scorsese – die sein nahezu dokumentarisches Interesse an dem gewalttätigen Stoff erklärt: „It’s a hard place to live [...] I think violence has always been a backdrop, especially within men in Australia, that I’ve been interested in. When I was younger, I was surrounded by communities that did have violence in them, like Snowtown, which is where I grew up. I’m curious about its roots and why, in this particular place, it is what it is.“

Sein zweiter Film, *Macbeth* (2015), ist eine Adaption von Shakespeares gleichnamigem Stück – gegenüber früheren Verfilmungen dieses weltliterarischen Klassikers durch Orson Welles oder Roman Polanski wählt Kurzel einen zugleich poetischen und archaisch-brutalistischen Zugang. Dem Film wurde in der Folge von der Kritik ein Übermaß an Stilwillen attestiert, der einer werkgetreuen Übernahme der Shakespeare’schen

Dichtkunst zuwiderlaufen würde. Die Farbgebung, die Zeitlupe oder noch die ungewöhnlichen Kameraperspektiven überhöhen die Gewaltszenen, ästhetisieren sie zu Gemälden von Schlachten. Kurzel interpretiert Shakespeare als kunstvoll entfesselte Bühne – Kino als Erweiterung des Theaters, so eindringlich, dass die von ihm gewählten Ästhetisierungsstrategien in der Darstellung dieser rohen und brachialen Kampfhandlungen in das Robbie Williams-Biopie *Better Man* eingeflossen sind.

Kurzels *Assassin’s Creed* (2016) ist die Verfilmung des bekannten Videospieles und erhielt gemischte Reaktionen. Der Film konnte auch nicht den gewünschten Kassenerfolg entwickeln – möglicherweise, weil die dem Videospiel zugrunde liegende spektakulären Subjektivierungs- und Affektstrategien der Gewaltdarstellung dem intellektuellen Impuls Kurzels zuwiderlaufen. Nach diesem großbudgetierten Projekt widmete er sich einem genuin australischen, ja mythischen Stoff: *True History of the Kelly Gang* (2019) basiert auf dem gleichnamigen Roman von Peter Carey und erzählt die überaus fikionalisierte Geschichte von Ned Kelly – der ironische Titel ist da vielsagend –, eine der bekanntesten und umstrittensten Figuren der australischen Geschichte. Ned Kelly war ein berüchtigter Gesetzesbrecher und Anführer einer Gang im späten 19. Jahrhundert, der für seine Auseinandersetzungen mit der Polizei und seine Rolle im Widerstand gegen die britische Kolonialherrschaft bekannt ist. Die Geschichte folgt Kelly (George MacKay) von seiner Kindheit bis zu seinem Aufstieg als Outlaw. Der Film beleuchtet die sozialen und politischen Umstände, die zu Kellys kriminellem Leben führten, zeigt seine Beziehungen zu seiner Familie und seinen Gangmitgliedern. An einer Fortschreibung des Kelly-Mythos, wie es Filme wie *The Bandit* (1969) oder *Ned Kelly* (2003) betrieben, ist Kurzel nicht interessiert. „Echte Männer“ so meint Kellys Mutter, müssen mordend und stehlen können, um die Familie zu

ernähren. Deshalb auch übergibt sie ihren Sohn in die Hände des Gesetzlosen Harry Power (Russel Crowe), der ihn unterweisen soll. Kurzels Film dekonstruiert das mythische Bild des Gesetzlosen als eine verstörend-zwanghafte Laufbahn, er schildert ein Hineinschlittern in eine Welt aus Machtgefügen und Ausbeutungsverhältnissen, in denen die dargestellte Gewalt immer mehr zu einem Ausdruck einer gebrochenen Maskulinität wird, so sehr, dass das hier entworfene Männlichkeitsbild nahezu synonymisch mit Gewalt gelesen wird.

In seinem neuen Film, *The Order*, der bei den Filmfestspielen von Venedig seine Premiere feierte und nun direkt auf der Streamingplattform *Amazon Prime* abrufbar ist, behandelt Kurzel erstmals die Ausmaße und Folgen von rassistisch motivierter Gewalt: Im Jahr 1983 wird der Nordwesten der USA von einer Reihe brutaler Raubüberfälle und Anschläge erschüttert. Der FBI-Agent Terry Husk (Jude Law), unterstützt von einem lokalen Polizisten (Tye Sheridan), entdeckt im Bundesstaat Washington eine terroristische White-Power-Bewegung, die für die Gewalttaten verantwortlich ist. Unter der Führung eines charismatischen Rechtsextremisten Robert Mathews (Nicolas Hoult) planen sie einen politischen Umsturz. Für den auf organisierte Kriminalität spezialisierten Bundesagenten entwickelt sich der Kampf gegen die Gruppe zu einem dramatischen Kleinkrieg. Der Thriller, der auf wahren Begebenheiten basiert, beleuchtet auf geradlinige Weise eine Episode aus der Geschichte des rechten Terrors in den USA, dessen zugrunde liegende Ideologie bis heute fortbesteht: Denn die terroristische Gruppierung basiert ihr Denken auf die *The Turner Diaries* von William L. Pierce. Ein Werk, das auch mit dem Sturm auf das Kapitol im Januar 2021 in Verbindung gebracht wurde. Darin liegt die Aktualität des Stoffes: die ideologische Aufrüstung, die Schaffung von separatistischen Bewegungen unter einer emblematischen Führerfigur, die dem Film seine wirkungsmächtige Resonanz verleiht. Bildschön und verstörend sind da die Verweise auf Michael Ciminis *The Deer Hunter* (1978), der vielbeachtete Antikriegsfilm des New Hollywood, der von den traumatischen Erlebnissen im Vietnamkrieg erzählte. Der Verweis ist sprechend – da wie hier geht es um die Begegnung mit den tiefsten Grenzerfahrungen, mit der Entäußerung als Mensch, eine Entäußerung durch Gewalt. Letztlich handeln alle Filme von Kurzel von diesem Grenzübertritt. ●

AVIS

Le Gouvernement du Grand-Duché de Luxembourg
Ministère de l'Économie

La Direction générale du tourisme, en collaboration avec les Offices Régionaux du Tourisme (ORT),

Engage des élèves/étudiants (m/f)

pour la période du 24 mai au 30 septembre 2025

Pour de plus amples informations et introduire votre candidature, veuillez consulter l'annonce sur le site www.govjobs.public.lu sous la rubrique « Postuler/Jobs et stages pour élèves et étudiants ».

SNHBM

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 11.03.2025 10.00 heures

Lieu : SNHBM 2B, rue Kalchesbruck

L-1852 Luxembourg

Intitulé : Lot électricité, photovoltaïque, sanitaire, chauffage et ventilation, réf. KE2-19.

Description :
– L'exécution des travaux d'installations électriques,

photovoltaïque, sanitaires, chauffage & ventilation de 17 maisons unifamiliales à Olm.

Conditions d'obtention du dossier :

Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.

Réception des plis :

Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures.

N°. avis complet sur pmp.lu : 2500347

SNHBM

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte

Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 04.04.2025 10.00 heures

Lieu : SNHBM 2B, rue Kalchesbruck
L-1852 Luxembourg

Intitulé : Lot entreprise générale, réf. NI4-2.

Description :
– L'exécution des travaux d'entreprise générale d'un immeuble résidentiel à Niederanven.

Conditions d'obtention du dossier :

Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.

Réception des plis :

Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures.

Autres informations : Nous tenons à vous informer que

les plans et autres documents seront téléchargeables sur une plateforme à laquelle le maître d'ouvrage vous donnera accès après demande.

N°. avis complet sur pmp.lu : 2500401

d'LëtzebuurgerLand

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C.B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Stephan Kinsch (48 57 57-1; land@land.lu), **Rédacteur en chef** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), **Rédaction** France Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), **Stéphanie** Majerus (48 57 57-35; smajerus@land.lu), **Sarah** Pepin (48 57 57-36; spepin@land.lu), **Pierre** Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), **Bernard** Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Yi Ren (48 57 57-32; yren@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Lëtzebuurger Land **Instagram** [letzland](https://www.instagram.com/letzland) **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,50 € **Abonnement annuel** 220,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000



Kollektive Einsamkeit

IIII Jeff Schinker

Immer wieder schmiegt sich jemand an einen anderen Körper – der depressive vierzigjährige Schriftsteller Bernard an den entfremdeten Vater, eine alte Dame an Bernard in der U-Bahn. Eines der Leitmotive der Luxemburger Koproduktion *Der Kuss des Grashüpfers* ist gleichzeitig ein roter Faden, der sich durch die erste Hälfte der 75. Berlinale zieht: In fast allen Sektionen sieht man einsame Menschen, die oftmals ungeschickt die Nähe zu ihren Mitmenschen suchen. Interessant dabei ist: Diese scheitern und gelingen mit genau der Regelmäßigkeit, mit der die Filme, die diese Menschen darstellen, scheitern und gelingen.

Der Kuss des Grashüpfers, ein Film über einen Schriftsteller mit Schreibblockade, der mit dem Tumor seines Vaters konfrontiert wird, ist beispielsweise immer dann am feinfühligsten, wenn er mit seiner eigensinnigen Ästhetik porträtiert, wie seine Figuren aneinander vorbeileben. Wenn Bernard versucht, sich einen Weg durch die immer dichter werdende Menschenmenge an stummen U-Bahn-Passagieren zu bahnen, um einen Konflikt mit seiner von Sophie Mousel gespielten Partnerin Agata zu regeln, erinnert das bisweilen an die Ästhetik eines Charlie Kaufman: Auch hier erhält man den Eindruck, sich hinter den Kulissen von Bernards Innenleben zu befinden – nur ist besagtes Innenleben ganz schön leer. Weswegen die Exzentrik von Elmar Imanovs Film oftmals etwas bemüht wirkt – so etwa, wenn Bernard auf einer Party mit einem Grashüpfer knutscht.¹

Viele Beiträge zeigen: Nie waren wir so sehr miteinander verbunden wie heute – und nie waren wir so einsam. Diese Inszenierung der Einsamkeit führt teilweise zu tollen, stellenweise aber auch zuäußerst peinlichen Filmen – wie etwa Tom Tykwers Berlinale-Ouvertüre *Das Licht*. Wer die Berlinale kennt, weiß, dass die Eröffnungsfilmme meist bestenfalls annehmbar sind. Aber selbst an diesem bescheidenen Erwartungshorizont gemessen enttäuscht *Das Licht*. Für seine dritte Berlinale-Ouvertüre hat Tykwer Lars Eidinger für ein fast dreistündiges (also: gefühlt endloses) Drama über eine dysfunktionale Familie gecastet, scheint dabei aber vergessen zu haben, dass Eidinger bereits bei der Berlinale im Vorjahr in Mathias Glasners *Sterben*, einem grandiosen, ebenfalls fast dreistündigen Drama über eine dysfunktionale Familie, mitgewirkt hat – und sein Film somit eigentlich überflüssig ist. Hier spielt Eidinger einen patriarchalen Werbeagenturheini, der sich seine Slogans bei seiner Tochter abguckt. Dabei versucht der Schauspieler verzweifelt, über das mit den Haaren herbeigezogene Drehbuch, die klischeehaften Figuren und die peinlichen Musical-Einlagen hinwegzutäuschen, indem er bereits nach zwanzig Minuten in bester Eidinger-Manier sein Geschlechtsteil auspackt (Spoiler: Es hilft herzlich wenig.) Die Mutter (Nicolette Krebitz) versucht indessen, Fördergelder für den Bau eines Theaters in Nairobi aufzutreiben. Der schüchterne Sohn flüchtet in virtuelle Welten, die Tochter ins Berliner Partyleben. Miteinander reden tut die Familie weniger, als es die stummen Figuren in Aki Kaurismäkis Filmen tun. Die neue Putzfrau Farah versucht, die zersplitterte Familie wieder zusammenzubringen – dies mithilfe des mysteriösen titelgebenden Lichts, das den Film gegen Ende in ein surreales Flüchtlingsdrama im Stile von Matteo Garones *Io, Capitano* kippen lässt. Die Aussage ist klar: Während Deutschland sich in seinen First-World-Problemen suhlt und westliche Empathie nicht mal mehr langt, um Theaterhäuser aus Lehm in fernen Ländern zu errichten, ertrinken Kriegsgeflüchtete im Mittelmeer. Im von der AfD-Gefahr gebeutelten Vorwahldeutschland mag das eine wichtige Botschaft sein – weil aber die Figur der Farah genauso blass und leer bleibt,

Post aus Berlin, Teil eins: Gedanken zu den Filmen der 75. Berlinale

wie die deutsche Familie, wirkt das, was die zentrale Tragödie des Films hätte sein sollen, bloß wie eine weitere Metonymie schlechten europäischen Gewissens.

Michel Francos Wettbewerbsbeitrag *Dreams* geht das Thema um einiges subtiler an: Hier versucht Jennifer (Jessica Chastain), die für die Stiftung ihres steinreichen Vaters arbeitet, ihre Leidenschaft für den mexikanischen Tänzer Fernando (Isaac Hernández) mit ihrem Ruf als gefühlkalte Geschäftsfrau, für die Wohltat ein knallhartes Geschäft ist, zu vereinbaren. Als Fernando jedoch die mexikanische Grenze überquert, um an ihrer Seite zu sein, gerät Jennifers Leben aus den Fugen. Den leidenschaftlichen Sex will sie zwar nicht aufgeben, so ganz möchte sie ihre Beziehung zu einem weitaus jüngeren Geflüchteten in der Öffentlichkeit aber auch nicht ausleben – um Fernando vor der Abschiebung zu wahren, oder weil sie sich schämt, mit jemanden zusammen zu sein, der nicht den gleichen sozialen Stand hat wie sie? Michel Francos Film stellt die heikle Frage, was für Fernando schädlicher ist: die spendable Gleichgültigkeit des Vaters oder Jennifers (auch für sie selbst) undurchsichtige Empathie.

Auch in Rebecca Lenkiewicz's Verfilmung vom Deborah-Levy-Roman *Hot Milk* geht es um den Ausbruch aus der Einsamkeit. Der Einstieg ist toll: Am Strand beobachtet Mutter Rose (Fiona Shaw) einen grobschlächtigen Typen und erklärt ihrer Tochter Sofia (Emma Macley) abwertend, es gäbe einen guten Grund, wieso man männliche Bräutigame „grooms“ nenne. Sofia steht unter der Fuchtel dieser grimmigen, unter einer seltenen Erkrankung leidenden Mutter, die in Almería einen Wunderheiler aufsucht. Während eine Art Schachbrettturnier der Scharlatane zwischen der hypochondrischen Rose und Arzt Gomez beginnt, lernt Sofia die geheimnisvolle Irene (Vicky Krieps) kennen. Die leidenschaftliche Affäre zwischen den beiden stößt sich jedoch an Sofias Eifersucht, beziehungsweise an Irenes polyamöserer Freizügigkeit. Anstatt Soziologie zu studieren und Margaret Mead zu lesen, solle Sofia sich lieber, so Irene, selbst analysieren. *Hot Milk* erstickt mitunter in seinem formalen Korsett, aus dem sich Lenkiewicz ebenso wenig befreien kann, wie Sofia von der dominanten Mutter. Filmsprachlich überzeugen das Wechselspiel zwischen Traumwelt und Realität und die fragmentierten Sequenzen durchaus, die Figurenzeichnung bleibt allerdings so schemenhaft, dass man keinerlei Bezug zu den Figuren bekommt. Vicky Krieps spielt in mittlerweile etwas abgedroschener Manier eine selbstbestimmte Frauenfigur, Emma Mackey oszilliert ziellos zwischen mütterlichem Gehorsam und dem Lockruf sexueller Entfesselung. Weil alles auf das furiose Finale hinausläuft, erhält man den Eindruck, die 90 Minuten davor hätten auch auf Kurzfilmlänge komprimiert werden können, ohne dass man wahnsinnig viel von dem, was man vorher gesehen hat, vermisst hätte.

Ansatzweise ähnlich interessant ist Lucile Hadžihalilovićs *La Tour de Glace*, eine Variation auf Hans Christian Andersens *Die Schneekönigin*, bei der die Figur des Jungen aus dem Hypotext entfernt wurde: Hier flüchtet die Teenagerin Jeanne (Clara Pacini) von Zuhause und findet Unterschlupf in einem verlassenen Haus, das sich zufällig als Drehort einer Verfilmung der Schneekönigin entpuppt. Dort arbeitet sie erst als Statistin, bis sich die launische Filmdiva (Marion Cotillard) für sie begeistert und ihr nach und nach einen höheren Stellenwert in der Produktion sichert. Wie in *Hot Milk* versucht die weibliche Hauptfigur, aus ihrem Milieu auszubrechen; wie in *Hot Milk* findet sie ein weibliches Vorbild, in dessen toxischen Bann sie gerät – und wie *Hot Milk* funktioniert *La Tour de Glace* eher auf ästhetischer als auf semantischer Ebene, weil das narzisstische Spiegellabyrinth, in dem Cotillards Diva sich und ihre Protégée einsperrt, recht schnell redundant wird.

Flüchten tut auch Ari, die namensgebende Hauptfigur aus Léonor Serrailles drittem Spielfilm. Ari ist ein dünnhäutiger Lehrer, der während einer Unterrichtsstunde eine Panikattacke erleidet und zusammenbricht. Vom Arbeitervater vor die Tür gesetzt, beginnt für Ari eine Art Roadtrip – er übernachtet bei alten Freunden, zu denen er den Kontakt abgebrochen hatte. Eine Freundin camoufliert ihre Depression als Weltschmerz, ein früher bester Freund ist nun reaktionär und klagt hasserfüllt über das Selbstmitleid der Linken. Der dünnhäutige Ari kontert mit seiner Verletzlichkeit – und rebelliert mit Empathie gegen politische und emotionale Abgründe. Das hätte auch arg kitschig werden können, wäre nicht Serrailles sensibles, an Éric Rohmer erinnernde Inszenierung und Andranic Manets verblüffendes Spiel.

Eine Außenseiterin ist auch Tereza: Im Brasilien von Gabriel Mascaros toller brasilianischen Wettbewerbsdystopie *O último azul* werden Menschen über 75 in eine Kolonie (sprich: ein Ghetto) deportiert, wo sie unter staatlicher Kontrolle ihren Lebensabend genießen und so ihren sich todarbeitenden Töchtern und Söhnen nicht zur Last fallen sollen. Die meisten freuen sich auf diese Kontrollabgabe und neue Freiheit, doch die 77-jährige Tereza empfindet diese Maßnahme zurecht als freiheitsraubend – und möchte sich einen alten Traum erfüllen. Weil Brasilien nur so von Behörden wimmelt und jede finanzielle Transaktion von ihrer Tochter genehmigt werden muss, flüchtet sie an Bord eines von einem Ganoven manövierten Kutters – und lernt während ihrer Expedition an den Rändern einer ausschließlich auf Produktivität getrimmten Gesellschaft unter anderem die Tugenden eines halluzinogenen blauen Schneckenpeichels kennen.

Den Ruhestand gönnen auch Hélène Cattet und Bruno Forzani ihrer Hauptfigur nicht. In der durchgeknallten Films Fauves Produktion *Reflet dans un diamant mort* hat sich John D auf die Côte d'Azur zurückgezogen und würde dort in seinem weißen, an Viscontis Aschenbach erinnernden Dandykostüm seinen Lebensabend genießen – wären da nicht Vorfälle, die ihn an seine Vergangenheit und seine Rivalität mit Serpentik, der Frau mit den unzähligen Gesichtern, erinnern würden. *Reflet dans un diamant mort* ist abgedrehtes Metakino, das bis zum Bersten voll ist mit Referenzen an Fantomas, James Bond, Mission Impossible, Kill Bill, und dessen Handlung durch ein Feuerwerk an Metalepsen, Mises en abyme und weiteren stilistischen Kniffen eine surreale Collage ertstellt. Dass man hier nicht alles versteht, ist aber gänzlich egal: Der Geheimagentenmythos wird so präzise dekonstruiert, dass es einiges an Blutvergießen und herumliegenden Körperteilen benötigt, um ohne moralischen Zeigefinger hervorzuheben, wie viel toxische Männlichkeit und Konditionierung zur Virilität in diesem Genre steckt. ●

¹ Irgendwie musste der Titel, den ich anfangs als Referenz an Philip K. Dicks *The Man in the High Castle* interpretierte, ja Sinn ergeben.



Vue de l'exposition

De l'écrit

IIII Marianne Brausch

Une bible et des bibliothèques à la BNL

Se rendre à la Bibliothèque nationale du Luxembourg (BNL) pour voir un livre vieux de mille ans a quelque chose d'exceptionnel. Nous sommes à l'ère du virtuel et « tous les savoirs » sont à portée de clics individuels. Mais il est un fait que les bibliothèques, qui au fil des siècles ont conservé et collecté, continuent de conserver et collecter, sont un réceptacle de mémoire, de l'Histoire et des histoires, un outil de travail et le resteront.

Le livre n'est pas près de disparaître. Aussi, avoir sous les yeux une bible de mille ans dans la région même de sa création a de quoi impressionner. La BNL a eu la chance exceptionnelle que son dernier propriétaire privé, plutôt que de la mettre en vente publique comme ce fut plusieurs fois le cas au cours de son histoire, lui en propose l'achat. Elle était passée de main en main privée en Angleterre, puis donc en Suisse, après la dispersion de la bibliothèque de Saint-Maximin lors de la suppression de l'abbaye bénédictine en 1802.

La Bible géante de Saint-Maximin rejoint ainsi les six documents conservés de l'abbaye à la BNL et témoigne de l'exceptionnel héritage culturel luxembourgeois du 11^e siècle. Elle mesure ouverte 80 cm de large pour 55 cm de haut et pèse 25 kg. Il fallut pour du parchemin de cette taille, poncer le cuir du dos de 230 vaches... Disposée sur le maître-autel de l'abbaye, c'était une bible utilisée pour des lectures de grande occasion. Mais quel lien avec Echternach et pourquoi parle-t-on du scriptorium d'Echternach comme d'une école ayant un style d'écriture et d'enluminures propre ?

La Bible de Saint-Maximin date de la période entre 1020-1060, soit l'apogée du scriptorium d'Echternach, alors élevé au rang de scriptorium impérial, renforçant son prestige. Ainsi, son style d'écriture a des caractéristiques particulières, dont des lettres très pointues. À regarder attentivement, on verra que des lignes sont tracées à la mine de plomb, sur lesquelles reposent l'écriture. Et les enluminures ? Plus précisément, il s'agit d'enluminures des initiales du début des Livres de la

Qui eût cru que les Jésuites écrivaient et créaient des pièces de théâtre ?

Bible : initiales à rinceau, à rinceau avec nœud, à rinceau dans une forme géométrique.

Déception ? Peut-être : les décors sont rares et l'esthétique très sobre. Ce n'est pas le fait des prochains exemples sur lesquels on s'attarde après dans l'exposition, curieusement dénommée *Cloîtres, connaisseurs et collectionneurs...* Un titre peu attrayant pour la vie des bibliothèques au Luxembourg entre le XVI^e et le XIX^e siècle. À moins que le titre en français ne soit victime d'une traduction automatique ? Le terme « *Kirchenleute* » est compréhensible et ne suggère pas l'emprisonnement dans la version allemande du catalogue (gratuit).

On suit donc dans l'exposition, l'épopée de bibliothèques monastiques, privées, publiques, jusqu'à ce qui est aujourd'hui la BNL (Bolles & Wilson, arch.), inaugurée en 2022. Pierre-Ernest de Mansfeld (1517-1604), gouverneur du duché de Luxembourg, fut, on le sait un amateur d'architecture lui aussi. Il reste dans les mémoires des Luxembourgeois comme le constructeur du somptueux château renaissance « La Fontaine » à Clausen, dont il ne reste rien. Mais dans l'exposition, témoignent de son besoin de briller et de montrer ses collections magnifiques à ses invités, des ouvrages qu'il fit confectionner même durant une périπέtie moins glorieuse de sa vie : emprisonné par les Français au château de Vincennes, c'est là qu'il dessina

lui-même et fit réaliser par les meilleurs relieurs de Paris, les splendides couvertures, suivies par les « beaux livres » de deux prélats bénédictins : Pierre Roberti (1565-1636) et Pierre Richardot (vers 1575-1628). L'un possédait quelques 290 ouvrages, l'autre, environ 158. Ceux exposés sont, comme on inscrit aujourd'hui son nom dans un livre, marqués de leur ex-libris.

Les ouvrages de Roberti sont de provenances diverses : Lyon, Cologne, Tübingen. Fort anciens (de 1499 à 1563), leur premier « conservateur public » de l'ère moderne a été la bibliothèque de la Ville de Luxembourg, comme l'indique une petite étiquette. La moyenne des hommes d'église au Luxembourg était nettement moins cultivée et instruite, à l'exception de quelques-uns comme Antoine Feller (1636-1717), curé de Saint-Nicolas à Luxembourg et de ses collègues de Cruchten, les Billich, senior (1613-1623) et junior (1637-1670). On remarquera dans l'exposition, ayant appartenu à Feller, les œuvres de Machiavel (éd. Rouen, 1664) et que l'origine des livres Billich est variée. Parmi les imprimeurs et éditeurs, on apprend même qu'il existait une imprimerie Dillingen à Luxembourg.

Plus « scientifiques » sont les ouvrages réunis par Placide Eringer (1664-1733), pharmacien de l'abbaye d'Echternach. En mission d'achat à Cologne en 1728, ses notes personnelles mentionnent qu'il dépensa pour acheter « chez l'imprimeur et libraire Wilhelm Metternich, pour 300 Reichsthaler d'ouvrages » (une vache en valait 10...). On terminera cette partie des collectionneurs, avec François Willibrord de Gerden (1751-1815), greffier du Conseil provincial qui, pour fuir l'arrivée des Français en 1794, s'installe à Nuremberg. Il possède 367 ouvrages, dont la famille de Custine. On a particulièrement apprécié un *Traité des arbres fruitiers* et une carte des Amériques *Theatrum orbis terrarum* (Abraham Ortelius, Anvers 1573).

Qui eût cru que les Jésuites écrivaient et créaient des pièces de théâtre ? À but pédagogique religieux bien sûr et de rhétorique. Ils s'installent à Luxembourg et ouvrent leur Athénée en 1603. Quand l'ordre est dissous en 1773, l'école possède 6 137 volumes. La BNL en conserve un particulièrement précieux avec 112 synopsis de pièces de théâtre entre 1603 et 1718, présentées par les élèves (sont conservées des listes d'acteurs, également exposées).

Dissolution des ordres religieux, destruction des couvents, mais établissement de listes des ouvrages : les Français postrévolutionnaires « inventent » en quelque sorte le métier de bibliothécaire public, à charge de celui-ci d'établir des ordres de classement cohérents. Car ils existaient certes, mais ont pour beaucoup disparu ou les systèmes de cotation sont variés, ont changé. Dans l'exposition, le commissaire Max Schmitz a reconstitué un exemple de rayonnage de l'unique bibliothèque de l'ancien duché où la

cotation est visible sur le dos des livres, celle de la bibliothèque des Capucins. En rouge, « G théologie prédication ».

On en est aux deux tiers de l'exposition, quand on est surpris par une immense carte de la ville de Luxembourg faisant tapisserie, pour situer le couvent de Bonnevoie, également détruit et les sœurs dispersées par les Français – la bibliothèque ne conserve que quelques psautiers des soeurs. Dans une exposition aussi scientifique et passionnante, on regrette le type de mauvaises reproductions (il y en a plusieurs, sur carton plume, de couleur jaunasse) et non situées en face des livres dont ils sont extraits : la faute aux deux « Haisercher » d'une précédente exposition, non démontées, qui perturbent la clarté nécessaire dans une exposition aussi exigeante.

Idem pour les intitulés des sections, peu, voire pas évoqués (collectionneurs, bibliothèques des couvents). « L'assistance » au visiteur un peu perdu n'est pas assurée et les cartels sont uniquement en français. Ni en allemand ni en anglais pour nos expats... Pour les francophones, on arrive, après quelque effort de compréhension, à la partie la plus intéressante mais moins spectaculaire de l'exposition : le métier de bibliothécaire, les diverses bibliothèques publiques et leurs visées : pédagogiques, culturelles, avant la Bibliothèque nationale.

On doit le début de cette ère des bibliothèques dédiées à l'enseignement et au grand public aux Français. Le Luxembourg étant devenu un département en 1795, une école centrale (lycée) est créée à Luxembourg-Ville et une bibliothèque municipale ouverte en 1802-03. Au préalable, ont été dressés les inventaires des ouvrages récupérés des Jésuites, des congrégations et des anciens États du duché. On y retrouve notre livre sur les arbres fruitiers, des histoires du Luxembourg, mais aussi des livres interdits (Inventaire et catalogues d'Ancien Régime et révolutionnaire, Catalogue de la bibliothèque des Récollets à Diekirch, section des livres interdits, 27 novembre 1795). La patrie des Droits de l'Homme avait bien sûr aussi ses censeurs.

Mais revenons à l'exposition. Les catalogues sont successivement établis à la main (9 497 volumes) par Jean-Baptiste Halle (1748-1824) de 1798 à 1808, puis, toujours à la main par Dominique-Constantin Munchen (1802-1848), de 1806 à 1815. Il s'agit malheureusement plus d'emplacements que de classements de livres par genre, thème ou par ordre alphabétique : la première bibliothèque de la Ville comprend 38 « armoires ». Puis, Nicolas Clasen (1788-1848), nommé en 1818, établit le premier catalogue imprimé : « le catalogue des livres et manuscrits de la Bibliothèque de Luxembourg », (J. Lamort, 1846).

La deuxième moitié du XIX^e siècle, à la fin de l'exposition, est importante mais un peu maigre : l'Athénée, réformé en 1837, se dote d'une bibliothèque pédagogique, des professeurs montent des bibliothèques privées. En 1821 est créée une bibliothèque par la Société d'encouragement pour l'instruction élémentaire (école primaire). Malheureusement, les années qui ont compté pour la création de l'État moderne, 1815 Traité de Vienne, 1839 premier Traité de Londres, ne sont pas mentionnées dans l'exposition, jusqu'à la création du le Grand-Duché de Luxembourg en 1867 par le deuxième Traité de Londres. Elles sont pourtant d'une grande importance pour le « sentiment national », avec la création de la Société d'archéologie (1847) qui deviendra plus tard l'Institut Grand-Ducal – Section historique. Naissent aussi des bibliothèques d'associations corporatives, le *Luxemburgischer Gesellen-Verein* par exemple, dont la BNL conserve un ouvrage de 1859. Une notice explicative n'aurait pas fait de tort, car : la culture a précédé le droit de vote pour tous. C'est peu banal que de le dire. Pour hier comme aujourd'hui... ●

L'exposition *Cloîtres, connaisseurs et collectionneurs...* est à voir à la Bibliothèque nationale du Luxembourg. Jusqu'au 8 mars 2025

Mensch-Natur-Filmbildung

IIII Stéphanie Majerus



Lernen mit
Leinwand

Grizzly Man (2005) ist ein außergewöhnlicher Dokumentarfilm. Er basiert auf Selbstaufnahmen des Bärenfans Timothy Treadwell und lotet die Grenzen zwischen Mensch und Tier aus. 13 Sommer lang hat er in Alaska Grizzlybären beobachtet. Aus seinen über 100 Stunden Aufnahmen hat Werner Herzog einen 100-minütigen Film zusammengestellt, an dessen Ende Treadwell von Bären getötet wird. Die Filmkritikerin Viviane Thill wird den Film am Dienstag, den 24. Februar, im Rahmen ihrer Konferenz *Lost in Nature* thematisieren. „Besonders an dem Film finde ich, dass er zwei gegensätzliche Beziehungen zur Natur zeigt. Zum einen flüchtet Treadwell vor der Zivilisation und inszeniert sich in seinen Aufnahmen als Bärenschützer. Mehr noch, er identifiziert sich mit ihnen“, erläutert sie gegenüber dem *Land*. Zum anderen jedoch hebe Werner Herzog hervor, dass er in den Weiten von Alaska und dessen Bärenbevölkerung nur Feindseligkeit und Chaos erkenne. Während seiner Dreharbeiten zu *Fitzcarraldo* behauptete Herzog bereits über den südamerikanischen Dschungel, es handelte sich hierbei um „die Harmonie von überwältigendem, kollektivem Mord. Aber ich sage das voller Bewunderung.“ Die Natur ist für ihn ein Ort voller Gefahren – ein nicht zu domestizierendes Eigenleben.

Die Filmkritikerin Thill wird in Ettelbrück im Cape zudem auf *Deliverance* (1972) eingehen. Darin wollen vier Großstädter mit einem Kanu einen Fluss durchqueren, bevor dieser durch einen Staudamm dauerhaft verändert wird. „Die Protagonisten haben allerdings eine romantisierte Vorstellung ihres Unterfangens und wollen sich dabei als ‚richtige Männer‘ und Pioniere erleben“, so Thill. Ein ähnliches Muster lasse sich in dem Film *The Revenant* (2015) herauslesen: Der Film idealisiert Männer, die sich in der Natur durchschlagen und notfalls andere Lebewesen umbringen. Auch auf *Cast Away* (2000) soll am Dienstag eingegangen werden. „Erstaunlich an diesem Film ist, dass die Hauptfigur keine Beziehung zur Natur aufbaut, obwohl er in ihr überleben muss. Stattdessen benutzt er einen Ball als Partner – letztlich eine Projektion seiner selbst“, sagt Thill. Vor zwei Monaten hat Viviane Thill bereits an einem Forum-Dossier über das Mensch-Tier-Verhältnis gearbeitet.

Darin erläutert sie ein für das 21. Jahrhundert typische Spannungsverhältnis: Während das Interesse an Haustieren und an der Tierwelt insgesamt steigt, bricht die Biodiversität zusammen. Ebenso thematisiert sie das Missverhältnis zwischen domestizierten Tieren – Hunden, Katzen, Rindern, Schafen – und wild lebenden Tieren. Laut Berechnungen würde die Masse der als Haustiere gehaltenen und wild lebenden Land- und Meeressäugtiere stark auseinandergehen. Letztere machen eine Masse von nur 60 Millionen Tonnen aus, während erstere zehnmal mehr Gewicht zusammenbringen – insgesamt 630 Millionen Tonnen.

Der Vortrag *Lost in Nature* ist Teil der Reihe *Film, Natur und Gesellschaft*. Im März soll ein Vortrag von Gilles Nowikow das Mensch-Natur-Verhältnis aus philosophischer Sicht beleuchten, und im Mai wird der Filmhistoriker Yves Steichen der Frage nachgehen, wie prähistorische und mythologische Welten, fremde Planeten und außerirdische Ökosysteme immer wieder die Leinwand erobern. Für diese Filmreihe arbeitet das CNA gemeinsam mit dem Zentrum für politische Bildung. „Filme vermitteln oft mehr oder weniger offen politische Botschaften und gesellschaftliche Werte und bieten daher reichlich Material zum Interpretieren“, sagt Steve Hoegener, der bereits mehrere Filmbildungszyklen organisiert hat. Die historische und soziale Einordnung von Filmmaterial versteht das Zentrum für politische Bildung als Teil der Medienbildung. „Audiovisuelle Medien sind allgegenwärtig und überall verfügbar“, so Hoegener. „Bilderwelten zu entschlüsseln bereitet Freude, bietet aber zugleich die Gelegenheit, gesellschaftspolitische Themen lebhaft zu diskutieren.“ ●

SAMMELN

Karten-Klau

Am Dienstag meldete *RTL.lu*, dass in Differdingen Pokémon-Sammelkarten im Wert von 30 000 Euro gestohlen wurden. Der Sohn des Ladeninhabers erklärte, es handele sich um 100 seltene Karten. Man fragt sich: Wie kann das sein? Wie kann



bedrucktes Papier so wertvoll sein? *Nintendo* und *The Pokémon Company* haben eine künstliche Verknappung rund um einige Pokémon-Karten eingeführt, um deren Begehrtheit zu steigern. Mitmachen, teilhaben, dazugehören – angeblich wollen nicht wenige bei diesem Ringen um seltene Karten dabei sein, denn mittlerweile wurden weltweit mehr als 34,2 Milliarden Karten verkauft. Hoch bewertet werden in der Regel holografische Karten, also solche, die Glitzereffekte erzeugen. Für eine besonders begehrte Karte wurden schon mal mehr als 5 Millionen US-Dollar gezahlt. Deshalb werden Pokémon-Karten längst nicht mehr nur als Sammelobjekte für Kinder

betrachtet, sondern zugleich als Investitionsobjekte für Erwachsene. Die Zeitschrift *Computer Bild* berichtete: „Pokémon-Karten als Altersvorsorge? Das ist nicht so absonderlich, wie es klingt. Wer die richtige Sammlung hat, könnte aktuell richtig Kohle einsacken.“ Der Geschäftsmann Donald Trump hatte während seiner Wahlkampagne ebenfalls Sammelkarten für 99 Dollar pro Stück verkauft. Sie zeigen ihn beim Tanzen oder neben einem Bitcoin-Symbol. Die Diebe, die in Differdingen unterwegs waren, wissen wohl besser über diese kuriose Kartenmode Bescheid als Normalsterbliche. SM

SPRACHE

Uma fou

Für manche ist die luxemburgische Jugendsprache mit ihren bizarren Ausdrücken und Abkürzungen ein Mysterium: g steht für gars, was als Synonym für Junge benutzt wird, uma wird als Ersatz für mega verwendet und ezz ist die kurze Version von easy, was so viel wie „ok, passt“ bedeutet. Mit ihrem Forschungsprojekt zur Luxemburger Jugendkommunikation an der Uni Luxemburg ist die Doktorandin Melissa Mujkic die Erste, die zu diesem Thema forscht. Zur Analyse

der luxemburgischen Jugendsprache nutzt sie anonymisierte Chatverläufe von Teenagern zwischen 12 und 19 Jahren. Dem *Télécran* erzählt Mujkic, dass die Jugendsprache stark durch andere Sprachen beeinflusst wird – in ihren Daten kommen 15 Sprachen vor. Insbesondere Anglizismen und Ausdrücke aus der französischen Jugendsprache, wo das Arabische eine große Rolle spielt, werden zunehmend übernommen. So haben sich Wörter wie „wallah“, was „ich schwöre“ bedeutet, oder „wesh wesh“, was „was geht ab?“ meint, im Sprachgebrauch der Jugendlichen etabliert. Die Ausstellung *Jonk sinn*.



Momenter vu Jugendkultur enthält eine Auswahl der von Mujkic analysierten Chatverläufe und kann ab dem 24. Februar im Merscher Theater besucht werden. CM



HANNERLAND

Ein Produkt von Richtung22

D’WOURECHT HANNERT DEM LAND

LÉIF LIESENDER,

et ass d’Zäit vun de Masken. Domat sinn net den Elon a seng Jünger gemengt, déi grad d’USA nees an ee Feudalstaat ëmbauen. Gemengt sinn déi europäesch – a virun allem Lëtzebuergesch – Traditionen aus dem Mëttelalter, sech nach eemol uerdentlech vollzefriessen a komplett aus dem Liewen ze schéissen: Déi ureg Tradition vun der Fuesend.

Och eist Groussherzogtum sollt d’Geleënheet notze fir sech ze verkleeden an de Batti ze stellen. Woufir?

Mir befannen eis am Joer 2025. A ganz Europa sinn d’Parlamenten vun de Rietsen dominiéiert... Ganz Europa? Nee! Eng vun onbeléierbare Lëtzebuergen bewunnte Festung hält net op, Widderstand ze leeschten.

Dir denkt elo bestëmmt, dass sech eist Land als Asterix an Obelix verkleede sollt. Bal! Loosst mech de Gedanken nach zu Enn féieren: Zou Grenzen, Austeritéitspolitik, Panikdiscours iwwer Sëcherheet – dat alles muss net schlecht fir d’Geschäft sinn. Soulaang ee kloer Stabilitéit verspriche kann. A soumatt steet eis Verkleedung fest: d’Festung Lëtzebuerg. Mir ginn als Buerger. Mir ginn als Anker. Mir verspriche Stabilitéit, well sou duerfe mir am längsten op alle Partye bleiwen.

Vis-à-vis vu Merz, Le Pen a Kickl kënne mir mol z’erkenne ginn, dass mir hannert der Mask ganz änlech Gesichtsziich droe wéi si. Awer keen ass sou domm, doweinst d’Geschäftsgeheimnis an de Wuelstand vun eisem Land op d’Spill ze setze. Eise Verspriche bleiwt: Stabilitéit fir eis Clienten.

Doweinst loosst eis ustoussen op d’Gewënner an hire Besoin, hir Suen anzwousch ze parken.

Prost!
F.P.

DE BISTUM DISTANZÉIERT SECH VU frESCH

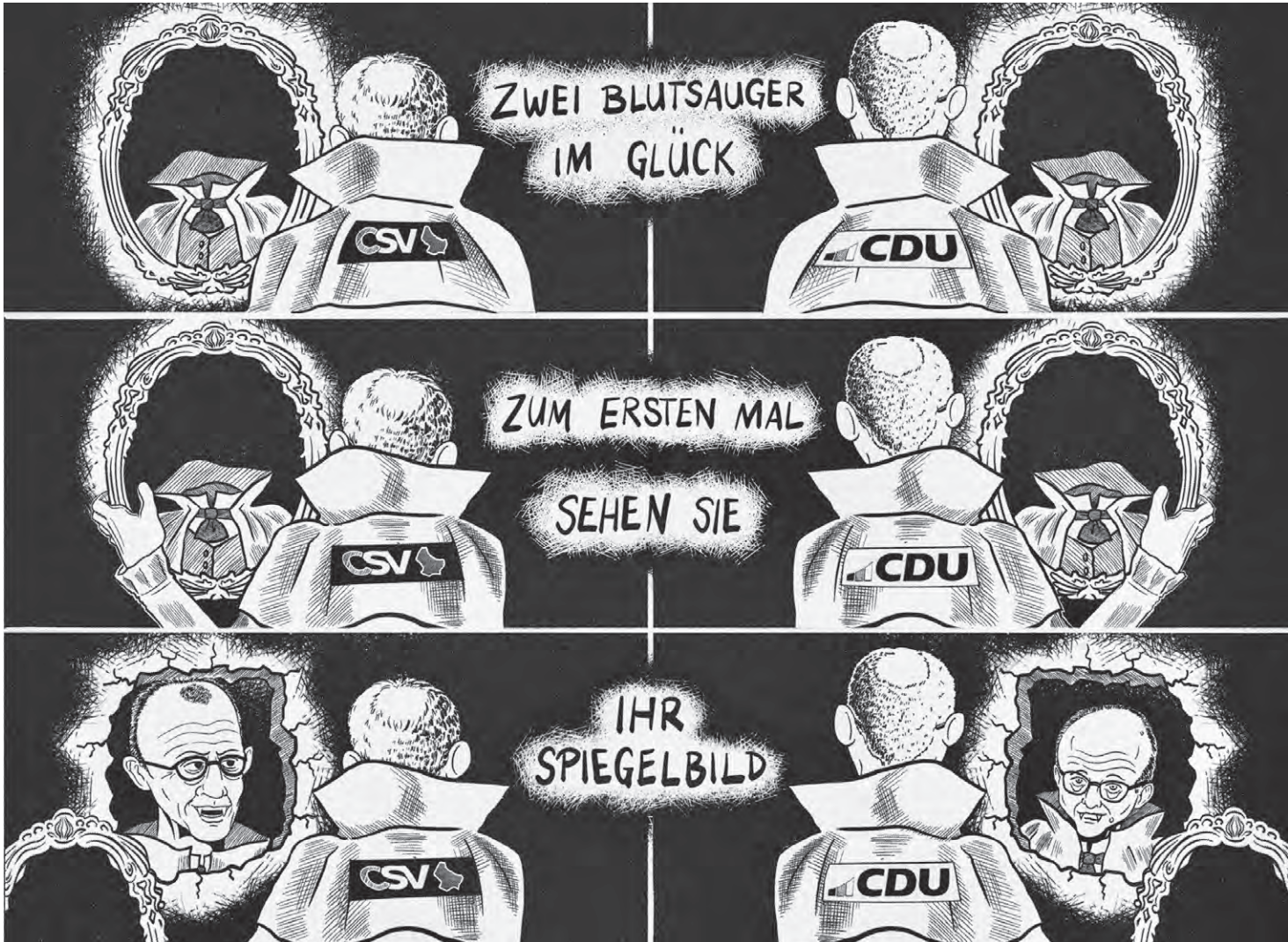
Wéinst enger potentiell geféierlecher philosophescher Doktrin huet de Kardinol Hollerich annoncéiert, sech vum Escher Kulturveräin frEsch wëllen ze distanzéieren.

Dëst wier déi logesch Schlussfolgerung gewiescht, nodeems frEsch him keng weider Erklärungen iwwer verschidden Iwwerweisungen un d’Fraternité Verbum Spei wollt ginn. Déi Sue wiere bei der Caritas besser opgehewe gewiescht, sou de Kardinol weider.

Fir jiddereen, deen dës Zeitung nëmmen abonniéiert, fir zu der exklusiver Elitt ze gehéieren, se awer ni liest, gëtt et an dëser Editioun eng Iwwerraschung:

GRATIS KONFETTI!

Schneit laanscht d’Linnen a genéisst de Pabeier-Spaass, deen Iech fir Méint begleet.



HerzschMERZ

Ein Gastbeitrag von Annalena Baerbock und Robert Habeck

Wir sind empört! So empört, dass wir drüben in Deutschland keinen Platz mehr dafür haben und mit unserer Empörung mal kurz über die Grenze schwappen müssen: Zu Ihnen, liebe Noch-Luxemburger*innen, liebe Bald-schon-Anschluss-Deutsche, liebe zukünftige Kollaborateur*innen. Denn bald schon werden bei uns wieder die Nazis regieren. Und wir wissen ja, wie das endet – gerade für kleine Nachbarländer wie das Ihre.

Friedrich Merz wird nächster Bundeskanzler – so weit, so klar – auch wenn Robert dabei grün vor Neid wird, also noch grüner. Doch dann: Um seinen rassistischen Fünf-Punkte-Plan durch den Bundestag zu peitschen, hat Merz auf die Stimmen der AfD gesetzt. Mit ihr kooperiert. Wir fühlen uns benutzt und verraten. Vier Jahre haben wir Grünen an der Regierung alles getan um zu zeigen: Alles, was Merz will, kann er mit uns verwirklichen. *We were the one.* Um dann im Regen stehengelassen zu werden.

Wir haben das „Rückführungsverbesserungsgesetz“ mit umgesetzt.

Ausreisepflichtige Menschen kann man jetzt vier Wochen einsperren, statt nur zehn Tage. Auch wenn sie gar nicht kriminell sind. Menschenrechtsorganisationen nennen es das „Hau-ab-Gesetz III“. Und ehrlich gesagt: Bis hierhin trugen wir diese Zuschreibung mit Stolz. Aber derjenige, den wir damit umwerben wollten – er sieht uns einfach nicht. Bei dieser Xavier-Naidoo-Zeile müssen wir innehalten und uns gegenseitig die Taschentücher reichen.

Puh. Ohne Mist: Immer kriegen andere die Bühne. „Wir müssen in großem Stil abschieben“ – wer lässt sich mit diesem Satz riesig auf dem Spiegel-Cover abbilden? Klar, Scholz mal wieder. Dabei haben wir als Teil der Regierung mitgemacht. Nach Afghanistan haben wir abgeschoben! Unser Parteivorsitzender Felix Banaszak hat sogar Sahra Wagenknecht zitiert: „Wer Gastrecht missbraucht, hat Gastrecht verwirkt.“ Okay, es war ein Versehen, dass er das wortwörtlich von ihr übernommen hat. Aber es hat sowieso wieder niemand gehört.

Wir haben auch eine Bezahlkarte für Ausländer eingeführt: Leute, die nach Deutschland flüchten, haben also kein Kleingeld für öffentliche Toiletten oder für den Bäcker. Sie können keine Handyverträge oder Internet-Einkäufe machen. Wir haben das „Sicherheitspaket“ durchgewunken: Dank uns müssen Flüchtlinge jetzt 36 Monate warten (statt 18), um in die medizinische Regelversorgung zu kommen.

Nicht nur bei Ausländerfeindlichkeit haben wir uns übrigens alle Mühe gegeben. In der Regierung haben wir was gegen faule Arbeitslose gemacht: Wer einen Job ablehnt, dem wird das Geld für Heizung und Essen gestrichen. Außerdem: Wir liefern Waffen! Direkt in den Krieg! Ist eine Partei jemals derart über ihre eigenen Gründungsmythen hinweggegangen? Moment, da war ja noch die SPD. Argh. Nicht einen Superlativ lassen uns diese Mieslinge übrig. Aber wir bleiben dran.

Als glorreiches Finale wollen wir noch festhalten: Wir haben der europäischen Idee des Schengenraums

ein Ende gesetzt. Grenzkontrollen mitten in der EU sind wieder da – was für ein Dammbruch! Die 11,5 Milliarden Euro, die uns das jährlich kostet, sparen wir bei Sozialem. Auch da sind wir mit Merz auf einer Linie.

Sie, liebe Noch-Luxemburger*innen, haben gesagt, dass sie bei der EU gegen uns Deutsche klagen, wenn wir diese zeitlich beschränkten Grenzkontrollen verlängern. Nur ruhig. Wir haben da eine Lösung, die oben schon anklang: Wo keine Grenze verläuft, muss auch keine Grenze kontrolliert werden ;) Deal?

Damit sind wir bei unserem eigentlichen Anliegen. Da wir von unserem Traumkanzler einen Korb bekommen haben, gucken wir uns schweren Herzens nach anderen Möglichkeiten um. Und uns ist aufgefallen, dass Sie in Ihrer Region einen ganz ähnlichen Chef haben. Gleiche Frisur, gleiche Politik, gleicher Name (irgendwas mit „Fried“). Hätten wir da nicht eine Chance? Wir haben unsere Werbung jedenfalls schon mal diskret auf Ihren Premier ausgerichtet und kommen bald vorbei. Wer uns zujubelt, bekommt von unserer Partei einen Zehn-Euro-Gutschein für den Tesla-Shop. Wir sehen uns!



KOSTÜM TRENDS VUN DROLEG BIS

REGIERUNG MAT HÄERZ



Si weisen, dass si zu dee-
ne Gudde gehéieren:
Eise Premier verdeelt als
Father Christmas Kadoen,
de Georges Mischo léisst
sech fir eise Wuelstand
vun de Gewerkschafte

kräizegen, d’Yuriko
Backes kënnt als d’Ge-
sicht vu Fräiheet, De-
mokratie an ATACMS-
Rakéiten. An de Léon
Gloden verkleet sech als
Jean Asselborn.

Ganz am Trend leie bei der Ac-
tioun Lëtzebuergesch des Saison
d’Vernichtungs-Kostümer, do
hëlt een einfach, wat ee souwisou
schonn doheem leien huet.
De Marc Lies wëll nees méi Zäit
am Héngerstall verbréngen.

De Fernand Kartheiser geet als
Doppelagent fir verschidde
faschistesche Europaparlaments-
Fraktiounen, an de Fred Keup
mimt de Klëppelkriecher.

Wéi de Luc Marteling hei ra-
geroden ass, an och nach de
KratzenbergUrmesDenne-
meyer-Präis krut, freet hien
sech och selwer.



DÉI POLITESCH ONKORREKT

LÉON: MENG BANNENZEG AFFÄREN



Et war fréi am Moien, wou ech vun engem
wichtigen Uruuff aus mengem Joseph-
Bech-Dram gerappt gouf. „Et ass nees
Zäit, Leo.“ De Max Hahn kléngt liicht
ugespaant. Dat konnt eigentlech just eppes
heeschen. Et war nees eng Gnodefrist vu
fënnf Deeg ofgelaf, an de Familljeminister
brauch Hëllef vun engem Expert.

Ech ma mech also op den Tour duerch
d’Foyere vum ONA. Den éischte Fall:
eng elengerzéiend Mamm mat zwee
jonke Kanner. Dat sinn ëmmer déi
einfachst Fäll, déi kënnen sech net sou
gutt wieren. E puer Mataarbechter kucken
op de Buedem, während ech der jonker
Famill erklären, dass se hei näischt verluer
hunn. Ech kann hire Frust verstoen,
huelen des illegal Mënsche jo deenen
aneren d’Better ewech. An där hu mer
bekanntlech net genuch am Land, do
kënne mir Politiker och näischt drun
änneren. Ech begleeten d’Famill trapof
– no ënnen trëppelt et sech einfach am
beschten – bei d’Sortie.

Dobaussen ass et kal an et reent. Firwat
déi Leit op Lëtzebuerg kommen, wa se
wësse, bei wéi engem Wieder den Här
Familljeminister an ech se musse virun
d’Dier setzen, verstinn ech och net. Ech
huelen se mat mengem Auto mat – fir
dass ech net nees am Autosfestival en

neie kafe muss, hunn ech
d’Sëtzer mat Plastik
ofgedeckt – a bréngen se
an eng Zon, wou ech
d’Obdachlosegkeet nach
net ënne Strof gestallt hunn: op de Parking
vun der Maison de Retour um Kierch-
bierg. Vun hei u kënne se selwer deci-
déieren, ob se wëllen op der Strooss
liewen oder fräiwëlleg eist schéint
Ländche verlossen. D’Kanner kräischen,
hir Mamm probéiert se ze tréischten. Et
misst ee scho richteg kalhärzeg sinn,
fir dass engem deen Ubléck net wéi deet.
Soit, ech ma mech op de Wee bei den
nächste Foyer.

Ënnerwee rabbelt nees den Handy. Et ass
de Ministère fir mäi Bannenzeg. Ech
hätt e Bréif kritt, dee wuel och schonn
duerch d’Medien zirkuléiert. D’Gérente
vun engem exotesche Restaurant wier
aus dem ëffentlechen Dénsgscht zréck
getrueden. Wéinst eiser „onmënschlecher“
Flüchtlingspolitik. Ech iwwerleë kuerz,
wat si domat menge kéint. Mir probéieren
dach ëmmer eist Bescht, fir dass et eise
Lëtzebuerger Mënsche gutt geet? Ech
bleiwe stoen a loosse mer de Bréif virlesen.

Et verschléit mer d’Sprooch. Si mengt guer
net Onmënschlechkeet géint legal
lëtzebuerger Hausbesëtzer, mee...
Ausländer? An där illegaler nach dobäi?
Ech ka mer dat just sou erklären:
D’Madame Donven huet ze vill Häerz.
Dir wësst jo, wéi Frae sinn. Et brauch een
den Equilibre: Häerz a Verstand. Säit
klengem u liewen ech no dësem Motto.

Mee wat, wann si Recht huet, a mäi Verstand
d’Iwwerhand geholl huet? Sollt ech iere
méi op mäin Häerz lauschteren? Ech soen
dach awer oft an Interviews, dass ech en
Häerz fir Schengen hunn, genee sou wéi
fir all déi aner Dierfer un der Musel? Mäi
Verstand seet mer, dass auslännesch Kanner
musse léieren, och um Gefréierpunkt
dobaussen eleng eens ze ginn. Et därf
deene jo net besser goen, wéi eise rengrassege
lëtzebuergesche Kanner. Nee, et soll hinnen
net mol hallef sou gutt goen. Wéi sollen
se da soss léieren, dass si et besser haten,
do wou se hierkomm sinn?

Mee mäin Häerz seet mer... jo wat
eigentlech? Ech probéieren ze lauschteren.
„Bumm... Bumm... Bumm...“. Ech weess
net, wéi ech dat interpretéiere soll. Dobäi
krut ech dach schonn an der Schoul vum
Härlärer ëmmer gesot, ech hätt genee
sou vill Verstand ewéi Häerz. Soll ech
dat well mëssverstanen hunn?

Fir op aner Gedanken ze kommen,
briechen ech meng Missioun fir haut of
a ginn der Invitatioun vun der American
Chamber of Commerce no. Hei ginn
ech begrësst mam bei amerikanesche
Geschäftsleit neierdénsg populären
„komesche Geste“. Mee trotz e puer
Glieser russeschem Schampes kann ech
meng Aarbecht net roue loossen. Ech
gouf schlisslech invitéiert, fir eng Ried
ze halen. Doriwwer, wéi frou ech dach
iwwer déi vill amerikanesch Firmen hei
am Land sinn. Déi eenzeg Ausländer,
déi garantéiert ni eppes Illegales wäerte
maachen. Och dofir wäerte mer suergen.

Zitat des Monats

„AN DER ASYLPOLITIK GI GRENZEN IWWERSCHRATT“

Paulette Lenert

GUTT GESCHMIERTE MAUSPADS

Et gëtt nees vill „Mausrutscher“ op de soziale Medien. Mee dass den
Tom Weidig aus Versinn d’Vernichtung vu Minoritéite guttheescht oder
de Fred Keup sech mam Textmarker iwwer e Screenshot iwwergëtt, ass
bei de Rietsextreme jo näischt Neies.

Vill méi wichteg: Journalist*inne ouni Kontroll iwwer hire Fanger. Nee,
net dem Ines Kurschat säin honnertste Retweet vun transfeindlecher
Propaganda, mee d’Selbstverléiftheet vun engem gewëssen RTL-Journalist.
Iwwer 400 Mol ass dese beim fräiwëllege Liese vun RTL-Kommentaren
onfräiwëlleg iwwer de Like-Knäppche gefall. Warscheinlech fir
d’Rechtschreiwung ze luewen. Dat geet vu „Super geschriwwen Här
Aulner“ bis zu „Den François Aulner as mat dat bescht wat mer hei am
land hun vun reporter [...]“. Bei Kommentare wéi „War des kéier fir
d’alleréischte vum Här Aulner enttäuscht...“ oder „Ich habe in der Tat
noch selten einen derart unsinnigen Kommentar ihrerseits gelesen Herr
Aulner!“, rutscht hien iwwerdeems systematesch mam Domm no ënnen.

Fir et mat engem rezent vum Här Aulner approuvéierten RTL-Kommentar
ze soen: „Elo wärten vill Leit sech et 2 mol iwerleien, befir se sech mat
„liken“, asw....wëllen wichteg maan“ [fënnf Mol sic].



BEDROLECH

Ob Dikrecher Kavalkad, Kaval-
kad zu Péiteng oder Réimech oder
RTL-Fuesfiesta: et ass eng lass.

Mee hutt Dir och de richtege
Kostüm? D’Trends vun der Saison,
virgestallt vum *Hannerland*.



DRAMA AM GARER QUARTIER

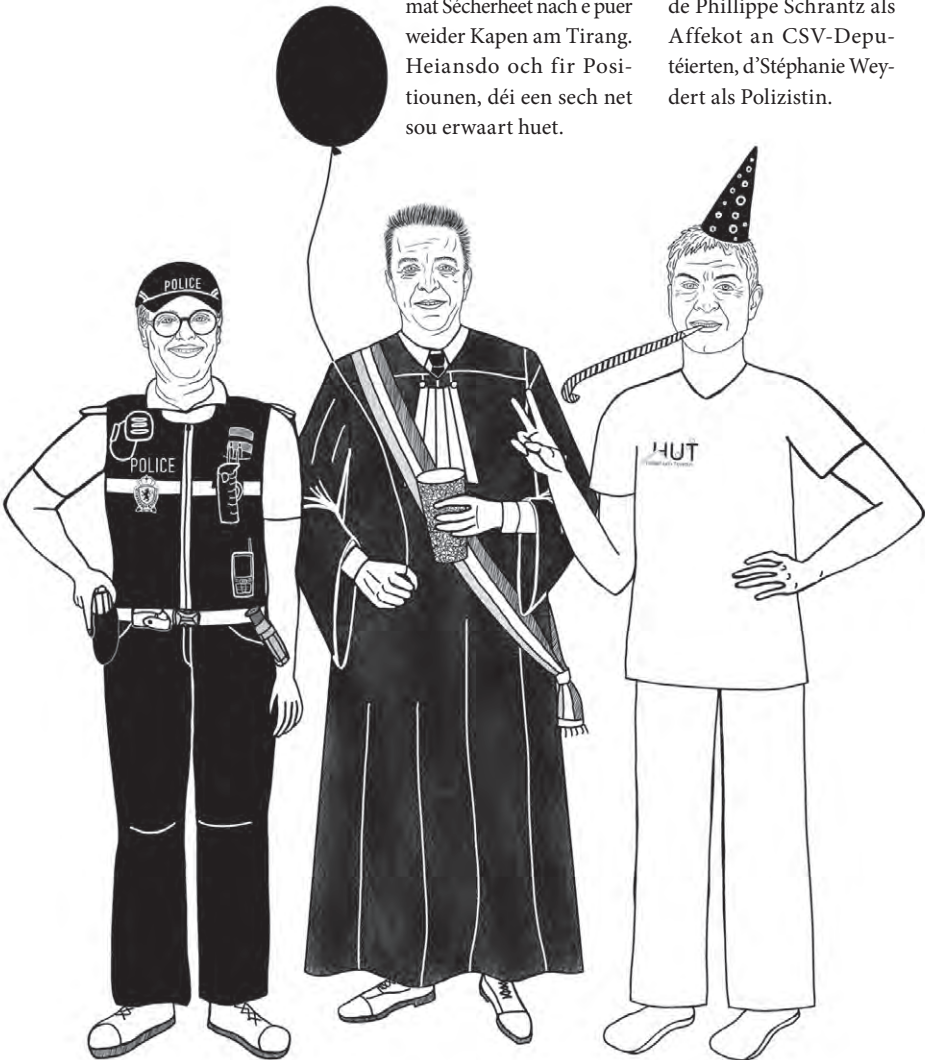


Garer Kostümtrends:
Monique Kater als Jour-
nalistin, de Präsident vun
der Garer DP als besuerg-
te Biergermilizionär,

d’Corinne Cahen geet als
Schongverkeeferin an
d’Lydie Polfer verkleet
sech als kompetent
Buergermeeschtesch.

Ween als Lëtzeburger*in
eppes op sech hält, huet
mat Sécherheet nach e puer
weider Kapen am Tirang.
Heiansdo och fir Posi-
tiounen, déi een sech net
sou erwaart huet.

De Pascal Riquier geet
schlussendlech bei d’HUT,
de Phillippe Schrantz als
Affekot an CSV-Depu-
téierten, d’Stéphanie Wey-
dert als Polizistin.



NET KOMPATIBEL KAPEN

300 GEWALTBEREET AARBECHTSLOSER OP DER GARE!

E puer Wochen no der Opléisung vun der
auslännescher Gang mam Numm Protection
Unit sicht den LCGB ëmmer nach no enger
Léisung. Ganz onerwaart gouf zu Lëtzebuerg
d’Aktivitéit vun dësem berüchtigte Schläger-
trupp agestallt, well sech „d’Geschäft net loune
géif“ an hei am Land „kee Sënn mécht“. D’
„Awunner“ a „Geschäftsleit“ vum Garer
Quartier sinn do anerer Meenung. Am Interview
als besuergte Bierger huet sech den DP-Politiker
iwwerrascht gewisen: „Mir si sécher, dass sech
dat hei loune muss. Et ass u sech dat eenzegt
Geschäft, wat sech op der Gare nach lount.
Dat huet awer näischt domat ze dinn, dass si
kee Loyer bezuele, well si op der Strooss
schaffen!“

Eng aner Geschäftsfra an Ex-Journalistin
ergänzt: „Wann dat sou weidergeet, dann ass
kee méi sécher! Sécher ass just: Et ass vill
Kriminalitéit op der Gare! Et muss ee just
d’Aen opmaachen an RTL kucken.“

Aus Angscht, dass d’Kriminalitéit zouhëlt
oder d’Gewalt ofhëlt, sicht ee WhatsApp-Grupp
elo gemeinsam mam Gemengerot no Léisungen.
Nodeems déi ursprüngelech Propos, déi
Aarbechtslos als Polizisten auszubilden, verworf
gouf, well se dofir ze qualifizéiert sinn an sech
d’Police da schlecht fillt, probéiert een elo de
Grupp an déi lokal Miliz ze integréieren.

FUESKICHELCHER VS. VERWURRELTER DE GROUSSEN TEST

’T ass nees Fueszäit. Leider. A wéi wa verkleet
Vollerten, déi Béier mat Konfetti aus geknéckte
Plastiksbecheren a sech raschédden, net schlëmm
genuch wieren, bleift een och beim Bäcker net
verschount vun der „Foasicht“. An elo fanne
mir raus, wéi ee Füesgebäck méi ruppeg ass:
Fueskichelcher oder Verwurrelter.

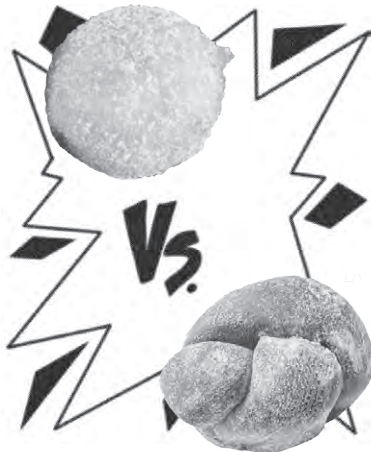
Mam klassesche Fues-
kichelchen fänke mer un.
Sou ronn, sou einfach. Eng
éischt haptesch Inspek-
tioun ergëtt, dass meng
frësch gewäsche Fanger
elo net just immens fettge,
ma och desagreabel vun
Zockergrimmele bedeckt
sinn. An den nächste
Sënnesafront léisst net op
sech waarden. Déi vill
Zockergrimmen, déi
weder an der Tut nach u
mengen Hänn hänke
bliwwe sinn an et bis a
mäi Mond gepackt
hunn, terroriséieren elo
meng Zänn a meng
Mondschlaimhaut. Séier
schlécken ech déi
grimmeleg, no Frittfett
schmaachend Mass
of – inklusiv Peeling fir
d’Strass.

No dräi Glieser Lodyss fir
d’Berouegung sinn
ech staark a gräifen zur
nächster Fettkrees-
behafteter Tut.

De knuet-änleche Verwurrelter (Verwurrelte?
Soit.) ass méi handlech wéi de Fueskichelchen,
a wuel och méi séier giess. Trotzdeem taaschten
ech mech léiwer lues run. Vum Taktilen hier
ass de Verwurrelter scho wesentlech méi agreabel
wéi de Fueskichelchen – zwar och nees fettge,
mee de Pudderzocker op d’Mannst dës Kéier

eng effektiv Barriär dogéint.
Ma knapps hunn ech de
Mond opgemaach an
iwwert dem Rabäissen de
fatale Feeler begaangen
anzeootmen, iwwerkënn
mech vum nammlechte
Pudderzocker, deem ech fir
mäi Verbündetë gehal hunn,
de Verrot: en Allergie-
änlechen Houschtufall. Mat
Tréinen an den Aen spieren
ech déi dréchen Zocker-
schicht, déi sech wéi Sahara-
Sand iwwert meng Strass
geluecht huet – nach gereizt
vum viregen Incident mam
grimmelegen Zocker.
Ausser dem Séissen gëtt et
nees just een anere
Gout: Fett.

Wee gären ze séisst an ze
fettget Gebäck mat
enger Nott vun Iwwergreiffeg-
keet huet, fir dee
si Fueskichelcher a Verwurrelter
béid perfekt. Domat eng
schéi Fueszäit gewünscht.
Ech maache lo en Detox.



LOW BUDGET ALS GRAND-DUC

Zu Fasching als Großherzog gehen – gute Idee
und preiswertes Kostüm. Man angle sich einen
Anzug aus Opas Schrank. Ein Paar viel zu große
Schuhe machen den Look authentischer, sind
aber kein Muss. Das Kniffligste bei dieser
Verkleidung sind die anmutigen Gesichtszüge
unseres Monarchen. Dazu empfiehlt sich,
weiße Schminke großzügig über das ganze
Gesicht aufzutragen. Mit schwarzer Farbe die
Augenbrauen und Mundwinkel umranden. Die
bunte Perrücke zieht man erst nach dem
Schminken auf. Zur Krönung des Grand-Duc-
Kostüms schließlich eine rote Plastiknase
aufsetzen. Unverwechselbar!

WÉI DEM CLAUDE MEISCH SÄIN HOND SÄIN AGENDA GEFRIESS HUET

Et kann een dem Claude Meisch keng Virwërf
maachen. Dass de Kaffistasen-Jongleur net an
der Chamber dobäi si konnt, fir iwwer
geschlechtsspezifesch Gewalt ze schwätze, wor
net gewollt. Moies hat de Privatschoulminister
nämlech ee medezineschen Check-Up, deem
offensichtlech bis 18h00 gedauert hätt. Eng
zoustänneg Fra gouf an d’Chamber virgeschéckt.
Wéi deem RDV no fënnef Minutte riwwer wor,
huet de Claude Meisch sech awer op de Wee
an d’Chamber gemaach. Mee dunnt ass him säi
Stréckel lassgaangen. Et huet ugefaange mat
Reenen, an dunnt ass him och nach seng
Schockelas-Glace op dat frëscht Hiem gefall.
Schwéieren Häerzens ass hien dunnt amplaz an
d’Chamber op den Neijoerschpatt vun der
Fédération des artisans gaangen.